Band 948 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Leonoras Alptraumwelt



Band 948 • DM 2,20

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



Leonoras Alptraumwelt

John Sinclair Nr. 948

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 03.09.1996

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Leonoras Alptraumwelt

Der kleine Finger der linken Hand war weg!

Abgetrennt durch einen einzigen Hieb mit der Schwertklinge, als Rache für den Verrat.

Dann war der Schmerz in die Hand gefahren. Kurz nach dem Schock. Beides hatte Bayou nicht verdauen können, denn er war in eine tiefe Bewußtlosigkeit gefallen, aus der er nur langsam erwachte. In seiner linken Hand trommelte der Schmerz. Er war nicht mehr auszuhalten.

Gerard Bayou schlug die Augen auf, während er laut stöhnte. Der Schmerz wanderte höher im Arm.

Es war entsetzlich. Der Mann keuchte. Er lag auf dem Boden, wälzte sich in seiner Panik herum und stieß sich in der Dunkelheit, wahrscheinlich an einer Wand, und erst jetzt kehrte bei ihm die Erinnerung zurück.

Die Straße draußen, auf der der Mob tobte, hatte er verlassen. Er war nicht durch den normalen Eingang in das Lokal gegangen, das sich Hölle nannte, nein, das hatte er seinen beiden Kollegen Sinclair und Suko überlassen. Er hatte dieses Ding überhaupt nicht betreten wollen, nur sein schlechtes Gewissen hatte ihn letztendlich dazu angetrieben, und deshalb war er durch den Seiteneingang geschlüpft und genau in die Arme dieser Frau gelaufen.

Leonora Vendre hieß sie.

Aber man kannte sie auch unter dem Namen Voodoo-Weib. Sie war eine Magierin, die mit geheimnisvollen Kräften nicht nur spielte, sondern sie sogar beherrschte, denn darüber wurde in dieser Gegend immer wieder gesprochen.

Sie war bekannt und auch gefürchtet, und sie machte mit Menschen, die nicht auf ihrer Seite standen, kurzen Prozeß.

Bayou dachte daran, daß sie ihn auch hätte töten können. Das hatte sie nicht getan, sondern nur mit der blanken Schwertklinge den kleinen Finger der linken Hand abgehackt.

Schlimm genug, aber er lebte. Wenn auch schlecht, denn der Schmerz wollte nicht weichen. Bayou lag noch auf dem Boden. Er hatte sich zudem nicht getraut, seiner linke Hand auch nur einen Blick zu gönnen. Er wollte es einfach nicht, er haßte die Hand, er haßte sich selbst, er haßte sein verdammtes Leben, und er haßte auch die Polizei, für die er arbeitete. Am meisten haßte er sich selbst, denn nur durch ihn waren Sinclair und sein Kollege in diesen Fall hineingerutscht. Er war der zündende Funke gewesen, und er hatte schon sein eigenes Grab geschaufelt.

Tränen traten in seine Augen. Dabei wußte Bayou nicht, ob es Tränen der Wut oder des Schmerzes waren. Wahrscheinlich gehörte beides zusammen. Es dauerte eine Weile, bis er sich beruhigt hatte und sich gedanklich nicht mehr mit der Vergangenheit beschäftigte, sondern mit der Gegenwart und somit mit sich selbst.

Er lebte, lag aber auf dem Boden.

Letzteres wollte er ändern, und er wollte auch, trotz seiner Verletzung nachschauen, ob dieser Sinclair und Suko sich noch in der Umgebung aufhielten.

Seine linke Hand konnte er vorläufig nicht einsetzen. Er hatte sicherlich Blut verloren, aber jetzt tropfte es aus der Wunde nicht mehr nach, weil sich eine Kruste gebildet hatte. Zwar sah er den Schmerz als schlimm an, noch schlimmer jedoch war das Wissen, mit einem Finger weniger herumzulaufen. Wenn er einem fehlte, dann merkte man erst, wie oft man ihn benutzte.

Noch auf dem Boden liegend, winkelte Bayou seinen rechten Arm an und stützte sich dabei auf den Ellbogen. Die Wand diente ihm wenig später als Halt, und so kam er auf die Beine, wobei er zunächst das

Schwindelgefühl ausgleichen mußte, das ihn wie eine gewaltige Woge erschütterte.

Er blieb zwar auf den Beinen stehen, drückte seinen Rücken aber gegen die Wand, riß den Mund weit auf und saugte die Luft ein wie ein Mensch, der dicht vor dem Ertrinken gestanden hatte.

Rote Schatten legten sich vor seine Augen. Bayou verlor zunächst die Orientierung, aber das ging vorbei, und mit der Gangwand im Rücken fühlte er sich sicherer.

Es mußte klappen. Er mußte hier raus, und diesmal würde er einen anderen Weg nehmen, da er sich nicht in das Dunkel hinter seinem Rücken hineintraute, denn vor ihm war es heller, da schimmerte ein schwachgrauer Lichtbogen.

Der farbige Polizist überlegte. Wenn ihn nicht alles täuschte, lag dort das Lokal. In der Hölle gab es einen Tresen, und hinter ihm befand sich ein Durchgang zu den von der Theke aus nicht einsehbaren Räumen. Wahrscheinlich sah er einen Teil davon jetzt vor sich liegen, nur kein Zimmer, sondern eine Diele, die an seiner Seite in einen Flur überging, den er mit langsamen und schwankenden Schritten durchwanderte, den Blick stets nach vorn gerichtet, wo ein wenig Helligkeit schimmerte.

Er hörte die Sohlen seiner Füße über den Boden schleifen. Dieses Geräusch vermischte sich mit dem eigenen Keuchen. Bayou war schmutzig, er war verschwitzt, aber er lebte, und dies kam ihm erst jetzt richtig zu Bewußtsein, als er den Gang hinter sich gelassen hatte. Er war nicht angegriffen worden. Kein Voodoo-Weib hatte auf ihn mit einem Schwert gelauert, um ihm den Kopf vom Körper zu trennen.

Möglicherweise ging es ihm sogar besser als Sinclair und Suko. Er pausierte. Das Licht an der Decke gab auch Schatten ab, was an der besonderen Form der Lampe lag. Zum erstenmal traute er sich, einen Blick auf die linke Hand zu werfen.

Der kleine Finger fehlte.

Es war schlimm. Die Hand sah für seinen Geschmack monströs und verformt aus, denn es war nur ein kleiner Stumpf zurückgeblieben. Wahrscheinlich lag der Finger irgendwo im Gang, er hatte ihn nur nicht entdeckt. Zurücklaufen wollte er auch nicht, denn vor ihm lag das Lokal, nur noch nicht einsehbar.

Gerard Bayou machte sich auf den Weg. Den dunklen Vorhang konnte er schon erkennen, aber nichts hören. Aus dem Raum dahinter erreichte ihn kein Lärm, keine Stimmen, keine Musik. Im Gastraum herrschte Totenstille.

Die Hölle war von ihren Gästen verlassen worden, so wie die Ratten das sinkende Schiff verließen.

Nur hinkte dieser Vergleich, da Bayou nicht glaubte, daß das Schiff der Voodoo-Frau bereits sank.

Das würde er nie unterschreiben. Sie war einfach mächtig genug, um ihre eigenen Regeln aufzustellen. Sie würde immer wieder ein Schlupfloch finden, durch das sie entwischen konnte, und daran änderten auch John Sinclair und sein Freund Suko nichts.

Mit der gesunden Hand umkrallte er den Vorhangstoff. Er zerrte ihn auf, stand in der Nische, sah in Augenhöhe links und rechts die beiden bleichen Totenschädel und glotzte aus großen Augen in einen leeren Gastraum hinein.

An keinem der Tische, auf keiner Bank saßen Gäste. Flammen sah er, aber die strahlten keine Hitze ab, denn sie waren nur gemalt und bildeten ein Muster auf den Wänden. Hinter diesen Lohen hatte der Maler Gesichter geschaffen, die mehr Alptraumwesen aus den Tiefen der Hölle glichen und mit Menschen nichts am Hut hatten.

Aus Bayous Mund drang ein tiefes Stöhnen. Er wußte selbst nicht, weshalb er es ausgestoßen hatte.

Es war einfach über ihn gekommen. Möglicherweise eine Reaktion auf die tiefe Enttäuschung, die ihn überfallen hatte.

Er sah die Theke vor sich.

Auch hinter ihr hielt sich kein Keeper auf. Er hätte sich bedienen können, was er auch tat, denn ein Schluck Alkohol würde ihm vielleicht guttun und seine pochenden Schmerzen ein wenig lindern.

Rechts von ihm standen die Flaschen in den Regalen, links war Platz für die zahlreichen Gläser geschaffen worden.

Seine Augen suchten und fanden das Richtige. Ein großer Schluck Rum tat ihm jetzt gut.

Er öffnete die Flasche, setzte sie an, trank, setzte sie wieder ab, holte Luft, stieß dann auf und trank noch einmal das Zeug, das wie glutheißes Eisen durch die Kehle in seinen Magen rann.

Bayou stellte die Flasche wieder weg. Seine linke Hand wollte er gar nicht sehen. Er drehte sich um und schaute jetzt auf die Hälfte der Theke, wo normalerweise der Keeper seinen Arbeitsplatz hatte.

Eigentlich interessierte ihn dieses Gebiet nicht besonders, und Bayou wußte nicht, weshalb er noch blieb und sich sogar umdrehte. Möglicherweise war es ein innerer Drang gewesen, der ihn dazu verleitet hatte, jedenfalls bewegte er sich nach links - um einen starren Blick zu bekommen.

Er hatte etwas gesehen.

Es stand auf der Theke. Es war eine kleine Truhe aus Holz, deren Deckel geöffnet war.

Einen Schritt ging er auf den Gegenstand zu, und er mußte trotzdem den Hals langmachen, um in die Truhe hineinschauen zu können.

Es lag etwas darin - ein Finger! Sein Finger!

Diesmal machte ihn der Schock nicht stumm. Bayou schrie wie unter einer Folter…

***

Suko und ich saßen uns gegenüber und waren wieder okay. Wir konnten uns normal sehen, wir konnten miteinander sprechen, und wir beide spürten auch keine Schmerzen. Es ging uns gut.

Oder nicht?

Nein, es täuschte, denn so wohl fühlten wir uns nicht, auch wenn es nach außen hin anders wirkte, denn wir hatten keinen eindeutigen Sieg errungen.

Irgendwo hatten wir gewonnen und trotzdem verloren, eigentlich sogar mehr verloren als gewonnen, wenn wir ehrlich zu uns selbst waren.

Suko schüttelte den Kopf und zuckte mit den Schultern. Danach streckte er die Arme aus und bewegte seine Hände.

Er ballte sie zu Fäusten, streckte die Finger aus, als wollte er überprüfen, ob kein Glied fehlte, was bei unserem Kollegen Bayou nicht der Fall war. Seinen kleinen Finger hatten wir in einer dazu passenden Truhe auf der Theke vorn im Lokal gesehen, das sinnigerweise den Namen Hölle trug.

Die Hölle aber wurde von einer anderen Person inszeniert, einer Frau namens Leonora Vendre, auch als Voodoo-Weib bezeichnet. Sie war die eigentliche Herrin; sie beherrschte die Drachenmagie, wie sie uns erklärt hatte, als wir sie in dem Büro hatten stellen können, in dem wir jetzt noch hockten.

Suko hatte ihren auf ein Schwert aufgespießten Drachenschädel durch einen Treffer mit seiner Dämonenpeitsche zerstören können, und die Vendre hatte sich nicht dagegen gewehrt.

Für uns natürlich wunderbar, denn so glaubten wir daran, sie ohne Kampf und Blutvergießen abführen zu können. Sie schien sich in ihr Schicksal ergeben zu haben und hatte nur darum gebeten, ihren Mantel holen zu dürfen.

Wir hatten es ihr erlaubt, denn wir waren ja dicht bei ihr geblieben. Aber wir hatten nicht mit der raffinierten Falle gerechnet, die sie in ihrem Schrank aufgebaut hatte.

Dort war der Kontakt gewesen, der einen Gashahn hatte öffnen lassen, durch den das Sauzeug geströmt war. So schnell, daß es uns innerhalb kürzester Zeit erwischt und umgehauen hatte.

Wir waren wehrlos gewesen, und sie hatte sich rächen können, indem sie uns etwas gefährliches zu trinken gab. Das Getränk hatte bei uns für eine gewisse Bewegungsunfähigkeit gesorgt. Eine tückisch Sache! Nichts hatte uns davor bewahren können. Beide hatten wir getrunken, und Leonora war verschwunden.

Zurück blieben wir.

Allein. Mit den Gedanken und Erinnerungen kämpfend und ziemlich deprimiert.

»Muß ich dich fragen, wie du dich fühlst, John?«
»Nein. Alter, frag dich selbst, dann weißt du die Antwort.«
»Man hat uns höllisch reingelegt.«
Ich nickte. »Nicht nur das. Man hat uns auch getreten. Man hat uns blamiert. Wir haben etwas getrunken, das nun in unseren Körpern steckt.«
Nach einer Pause sagte Suko: »Dabei zeigt es nicht mal eine Wirkung. Bei dir etwa?«
»Nein, das ist ja das Problem.«
»Du denkst an eine Langzeitwirkung?«
»Wir kommen nicht darum herum.«
Was man uns da genau eingeflößt hatte, wußten wir nicht. Irgendein schleimiges Zeug, das Leonora Vendre als Drachentrank bezeichnet hatte. Mehr war darüber nicht gesagt worden. Alles andere blieb unserer Phantasie überlassen. Die konnte natürlich Purzelbäume schlagen, wenn es darum ging, sich irgendwelche Bilder zu schaffen, was passieren könnte. Welche Eigenschaften dieser Trank in uns entwickelte und aus welchen Ingredienzien er sich zusammensetzte.
Suko hatte sich mit demselben Gedanken beschäftigt wie ich. »Drachenblut?« fragte er.
»So hat sie es genannt.«
»Du hast es gehört.«
»Sicher.«
»Ich nicht.«
Ich grinste ihn an. »Und wie hat dir das Zeug geschmeckt?«
Er winkte ab. »Hör auf damit!« Dann sah ich, wie er sich abtastete und zufrieden nickte. Der Grund war klar, denn Suko hatte festgestellt, daß man ihm die Waffen gelassen hatte, ebenso wie mir, was ich bereits wußte.
Die Kerzen gaben noch immer ihr Licht ab. Es herrschte beileibe keine gute Luft in unserer Umgebung, denn die Flammen fraßen einfach zuviel Sauerstoff. Auch die Wärme des Feuers umgab uns.
Es war durch die Lichter einfach zu warm geworden.
Sehr weit waren die Kerzen noch nicht heruntergebrannt. Dennoch hatte unser Zustand nicht lange angedauert. Daß ich diesen Drachenkopf vernichtet hatte, das konnte auch Suko sehen, weil noch eingetrocknete Reste auf dem Schreibtisch klebten und auch am Boden die Flecken zu sehen waren.
»Wie lange ist diese Leonora wohl verschwunden?« fragte Suko, als er sich drehte und aufstand, was ihm ohne Schwierigkeiten gelang, denn ihn schwindelte nicht. Überhaupt hatten wir nichts zurückbehalten.
»Sie hat uns reingelegt«, sagte ich. »Sie ist verschwunden.« Meine Stimme nahm an Lautstärke zu, weil ich Wut bekam. »Sie hat

gewonnen, sie ist die Siegerin, und sie ist tatsächlich verschwunden. Verdammt noch mal, da komme ich nicht mit! Das will ich auch nicht wahrhaben.« Ich schaute Suko starr an. »So wie sie hat uns kaum jemand reingelegt.«

»Reg dich ab, John! Reg dich nur ab! Es bringt nichts, wenn wir unseren Fehlern nachtrauern. Wir hätten mehr auf sie achtgeben müssen. Diese Frau weiß genau, was sie tut. Sie zieht alle Register ihres Könnens. Die ist perfekt, die hat den idealen Plan gehabt, und die Suche beginnt wieder von vorn.«

»Richtig. Aber das stelle ich mal hinten an. Ich denke da an etwas anderes.«

»Das wäre?«

»Sie hat uns nicht getötet, Suko. Sie hätte alle Chancen gehabt, dies zu tun, aber sie hat es nicht gemacht. Und jetzt nenne mir den Grund, warum das geschehen ist.«

»Lieber nicht.«

Mein Lächeln fiel verzerrt aus. »Dann bewegen sich deine Gedanken in eine ähnliche Richtung wie die meinen, nehme ich an.«

»Woran denkst du denn?«

»An den Trank.«

Suko nickte. »Und weiter?«

»Auch daran, daß er möglicherweise in ihren Augen wirkungsvoller ist als unser Tod. Kannst du dir das vorstellen? Das Zeug steckt in uns.« Ich deutete auf meinen Magen. »Es kann sich im Körper ausbreiten, es kann sich verteilen. Es kann sich auflösen und wie ein Gift die Kontrolle über uns erreichen. Das alles unter ihrer Leitung und Aufsicht. Sie ist raffinierter, als ich gedacht habe. Sie führt uns an der langen Leine, oder sehe ich das falsch?«

»Das denke ich nicht. Ich habe meine Befürchtungen nur nicht ausgesprochen.«

Wütend schlug ich auf den Schreibtisch. »Das ist eine verdammte Scheiße! Wir laufen hier als Zeitbomben auf zwei Beinen herum. Etwas steckt in uns, das zu jedem Zeitpunkt explodieren kann. Ob heute, morgen oder übermorgen. Vielleicht auch erst in Monaten. Wir können fühlen, was wir wollen, aber frei sind wir nicht.«

»Dafür haben wir bald Weihnachten.«

Ich winkte ab. »Hör mir damit auf! Aber es stimmt. Eine tollere Weihnachtsüberraschung habe ich in meinem bisherigen Leben noch nicht bekommen. Das wird ein Fest.«

»Und du hast noch etwas vergessen«, sagte Suko. »Wir waren nicht zu zweit, sondern zu dritt. Und der dritte Mann, Gerard Bayou, fehlt. Wir haben nur seinen Finger gefunden.«

»Ich weiß.«

»Dann würde ich vorschlagen, John, daß wir so weitermachen wie

bisher. Als wäre nichts passiert. Als hätten wir statt des Drachentrunks Bier konsumiert. Das ist zwar leichter gesagt als getan, aber versuchen können wir es ja.«

»Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig. Aber ich möchte auch noch Bayou finden.«

Suko hob die Schultern. Er warf einen letzten Blick durch den Raum, der so etwas wie ein Büro darstellte. Dann war die Sache für ihn erledigt, und er folgte mir hinaus.

Die Tür war kaum offen, als wir den gellenden Schrei hörten. Er sorgte dafür, daß wir den Drachentrunk zunächst vergaßen…

***

Wir fanden Bayou hinter der Theke. Er stand und kniete zugleich. Um nicht zu Boden zu fallen, hatte er sich am Rand des Tresens festgeklammert. Sein Gesicht zeigte eine so blasse Farbe, daß man sie kaum beschreiben konnte. Der Grund für diesen Zustand war auch für uns zu sehen. Er stand in seiner Nähe.

Es war sein eigener kleiner Finger, den die Klinge glatt abgetrennt hatte. Er lag noch immer in der kleinen, geöffneten Truhe auf der dunklen Samtunterlage - wie ein makabres Wahrzeichen, eine Warnung, sich auf keinen Fall um eine gewisse Leonora Vendre zu kümmern.

Ich schloß den Deckel, während sich Suko um unseren farbigen Kollegen kümmerte. Er führte ihn hinter der Theke weg, hinein in den leeren Gastraum, wo er ihn auf einen der zahlreichen freien Stühle drückte. Dort blieb Bayou zitternd hocken.

Ich kam mir vor, als hätte man mich in eine leere Kulisse gestellt. Ein Gastraum ohne Gäste wirkte in diesem Fall auf mich tatsächlich wie ein absurdes Theater. Die gezeichneten Flammen an den Wänden bewegten sich nicht, sie sollten nur den Namen des Lokals - Hölle - unterstreichen. Und die in die Flammen hineingezeichneten Fratzen und Gesichter erinnerten wohl an die Bewohner der Hölle, wie sie sich der Künstler eben vorgestellt hatte.

Suko hatte sich zu Bayou gesetzt, der seinen Kopf gesenkt und die Stirn auf seinen auf dem Tisch liegenden angewinkelten Arm gelegt hatte. Er schluchzte leise vor sich hin, während Suko den Finger anschaute, von dem nur noch ein kleiner, blutverschmierter Rest vorhanden war.

Ich hatte die kleine Truhe mitgenommen. »Wir werden ihn in eine Klinik fahren. Möglicherweise kann der Finger noch angenäht werden.«

»Okay. John, aber wie willst du an ein Taxi kommen? In dieser Gegend hier fährt niemand.«

Da konnte er recht haben, denn wir befanden uns in Brixton, einer

Hochburg der farbigen Einwohner Londons und der Keimzelle vieler Demos. Brixton war wie ein Pulverfaß. Hier stauten sich die Emotionen immer so lange, bis es zwangsläufig zu einer Entladung kam. Dann aber brannte die Luft.

Bayou berichtete, ohne daß wir ihn dazu aufgefordert hätten. Er sprach mit leiser, monotoner Stimme. So erfuhren wir von seinem schlechten Gewissen, das ihn dazu getrieben hatte, die Hölle doch noch zu betreten, was er nun natürlich bereute, denn ohne seinen Entschluß hätte er den Finger noch behalten.

»Sie hat mich überrascht!« flüsterte er. »Sie war eiskalt. Sie hat auf mich gelauert und zugeschlagen. Einfach so.«

»Aber du lebst, Bayou«, sagte Suko.

»Ihr doch auch. Und ihr habt noch eure Finger. Wieso hat sie euch nichts angetan?«

»Sie tat es auf eine andere Art und Weise«, sagte mein Freund. Er redete auch weiterhin mit unserem Kollegen, während ich die Tür geöffnet hatte und nach draußen schaute.

In der letzten Stunde hatte sich hier einiges verändert, nicht nur, was das Wetter anging. Vom Himmel rieselte feiner Schnee. Das Zeug fiel auf eine beinahe menschenleere Straße, denn der Mob hatte sich aus diesem Bereich verzogen. Er war weiter in den eigentlichen Kern dieses Vorortes gezogen. Dort tobte noch die Schlacht zwischen Protestierern, Randalieren, Autonomen und was immer für Gruppen sich auch dort zusammengefunden hatten, gegen die Polizei.

Ich drehte mich wieder um. »Wir können gehen!« erklärte ich den beiden.

»Wohin denn?«

»Zu einem Krankenhaus, Bayou. Vielleicht kann man deinen Finger noch annähen.«

Er starrte mich an. »Nein«, sagte er und stand auf. »Nein, das wird nicht mehr klappen. Es ist schon zuviel Zeit vergangen. Der Vorsatz ehrt euch zwar, aber ich habe mich bereits damit abgefunden, mit einer behinderten linken Hand mein weiteres Leben zu verbringen.«

»Versuchen werden wir es.«

»Ist schon gut.«

Wir verließen die Hölle, die jeder von uns in einer verdammt schlechten Erinnerung behalten würde.

Hier war etwas eingetreten, was wir noch nicht überblicken konnten. Und die Person, die sich dafür verantwortlich zeigte, die hielt sich verborgen. Sie würde abwarten. Sie würde uns beobachten, möglicherweise auch weiterhin an der langen Leine führen, und erst dann zuschlagen, wenn sie es für richtig hielt.

Hinter uns schwappte die Tür zu.

Kalter Schnee wehte uns ins Gesicht. Unser Wagen stand dort, wo der

letzte Mord passiert war und ein Mann namens Samson Succ sich buchstäblich aufgelöst hatte, so daß nur ein dunkel schimmerndes Skelett von ihm zurückgeblieben war.

Diese Nacht hatte es bisher in sich gehabt, und sie war noch nicht zu Ende.

Wer uns so gesehen hätte, der hätte uns sicherlich für alles halten können, nur nicht für Gewinner…

***

Schon die ersten besorgten Gesichter der Menschen im Krankenhaus, in dem wir schließlich gelandet waren, hatten erkennen lassen, daß es nicht sehr gut um unseren Kollegen stand. Ein junger Arzt mit blondem Stoppelhaarschnitt, kümmerte sich zwar um seinen Patienten, aber er war sehr skeptisch.

Ich hatte ihm die Truhe mitgegeben, und wir waren danach lange in die Kantine des Krankenhauses gegangen, um auf ein Ergebnis zu warten, egal, wie es ausfallen würde.

Der Raum war bis auf uns menschenleer. Er war kahl. Es gab keine freundliche Atmosphäre. Die Tische mit den Kunststoffplatten, die schlichten Stühle mit den Metallbeinen, die verlassene Verkaufstheke mit der Küche dahinter, das alles sah nicht sehr gut aus. Suko war der Meinung, daß jemand, der noch nicht so richtig krank war, erst hier krank werden konnte.

Ich winkte ab. »Das ist im Moment nicht mein Problem.«

»Stimmt, aber wir können nicht andauernd überlegen, was nun passieren wird.«

»Nichts.«

»Wie schön.«

»Moment, laß mich ausreden. Nichts, was wir steuern können. Dafür wird jemand anderer sorgen.«

Er lächelte plötzlich, obwohl meiner Ansicht nach kein Grund vorhanden war. »Weißt du, John, an was ich gedacht habe? Wir befinden uns hier in einem Krankenhaus. Wir haben das Zeug unfreiwillig getrunken. Und wir könnten uns hier auch die Mägen auspumpen lassen, wenn wir wollten.«

»Ja, könnten wir!« stimmte ich zu. »Nur - würde das was bringen? Die Wirkung würde sicherlich nicht mehr aufzuhalten sein.«

»Du denkst schon weit im voraus.«

Ich seufzte. »Du nicht?«

Suko schaute ins Leere. »Weiß ich nicht, John. Vielleicht will ich es noch nicht richtig wahrhaben. Es mag auch daran liegen, daß ich noch nichts spüre. Ich verhalte mich wie immer. Ich rede nicht anders, ich handle nicht verkehrt, ich drehe nicht durch, ich bin praktisch so wie immer. Oder ergeht es dir anders?«

»Nein, auf keinen Fall.«
»Eben, John. Vielleicht sollten wir die Dinge einfach nicht so tragisch nehmen.«
»Noch nicht, du hast recht.« Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Wir hatten Mitternacht, eigentlich eine Zeit, wo ich allmählich müde wurde. Nicht aber in dieser Nacht. Ich war hellwach, ich war wie von einem Stromstoß getroffen. In meinem Innern rotierte alles. Ich dachte daran, daß die nächsten Stunden noch lange werden würden, und im Prinzip fürchtete ich mich davor, ins Bett zu gehen, wo ich dann allein war.
Etwas steckte in mir. Was es genau war, konnte niemand sagen. Es war einfach der Trank. Über die Folgen allerdings konnte ich nur mehr nachdenken. Am eigenen Leibe hatte ich sie noch nicht zu spüren bekommen, und ich wußte auch nicht, wie ich seelisch damit fertig wurde, wenn mich der erste Angriff dieser Voodoo-Frau erwischte.
Überhaupt war diese Leonora anders als die mir bekannten Personen, die sich mit der aus Afrika stammenden Magie beschäftigten.
Voodoo - richtiges Voodoo, das war für mich etwas anderes. Dazu gehörte mehr. Die Puppe, die Beschwörung. Vom Opfer ein Haar oder ein Fingernagel. Dazu gehörte das Wissen des Zauberers, dazu gehörten die Bäder in den bestimmten Ölen, dazu gehörte das Feuer, die Essenzen, die rätselhaften Düfte, einfach Dinge, die hier nicht paßten. Zumindest nicht bei Leonora.
Dennoch war sie als Voodoo-Weib bezeichnet worden. Auch als eine Voodoo-Fürstin, obwohl bei ihr all die anderen Dinge nicht zutrafen und sie sich einzig und allein mit dem Drachenblut-Trank beschäftigt hatte. Vielleicht beherrschte sie eine Magie, die nur entfernt mit dem Voodoo zu tun hatte, die sie jedoch zum besseren Verständnis ihrer Umwelt eben so bezeichnet hatte. Denn hier in Brixton lebten Menschen, von denen die allermeisten eine dunkle Hautfarbe hatten und aus Ländern stammten, wo der Voodoo-Kult wirklich nicht unbekannt war.
Ich konnte es drehen und wenden. Ich konnte auch hin- und herdenken, zu einem Ergebnis kam ich nicht. Ich wußte zuwenig über sie und vor allen Dingen über die Folgen des Tranks.
»Ich weiß, woran du denkst, John«, sagte mein Freund. »Wie dem auch sei, nimm es nicht so tragisch.«
»Danke fürs Mutmachen.«
»Ach - habe ich das getan?«
»Zumindest irgendwie, auch wenn es mir jetzt nicht bessergeht.«
»Das sehe ich dir an.«
Ich ballte die Hände zu Fäusten. »Du kennst mich, Suko, du weißt, wie ich reagiere. Ich bin nun mal kein Fatalist. Ich muß immer wissen,

was geschehen kann, wenn - verstehst du?«
»Klar.« Er blickte mich offen an. »Nur hat es keinen Sinn, darüber nachzugrübeln und sich verrückt zu machen. Du weißt es nicht, ich weiß es nicht. Wenn du es aber wissen willst, mußt du die Vendre fragen. Dabei bin ich nicht sicher, ob sie dir auch eine Auskunft erteilen wird. Sie spielt ihr eigenes Spiel.«
»Mit uns.« Ich ballte wieder die rechte Hand zur Faust. »Und es ist mir vorgekommen, als hätte sie nur auf uns gewartet. Ich habe doch mit ihr sprechen können, Suko. Sie kannte dich ebenso wie mich. Sie hat mir erklärt, daß es irgendwann zu einem Zusammentreffen kommen würde. Das war bei unserem Beruf einfach nicht zu vermeiden. Wir haben bisher auch nichts von ihr gehört. Sie trieb sich schon lange hier in Brixton herum und war für die Einheimischen so etwas wie eine Königin und Ärztin zusammen. Was weiß ich?«
»Dann war sie also vorbereitet, das vermutest du doch.«
»Ja, und zwar schon lange. Sie schien nur auf diese Stunde gewartet zu haben. Der Plan ist keiner momentanen Lage entsprungen. Den muß sie sich schon lange zurechtgebastelt haben und immer mit dem Gedanken verbunden: Was passiert, wenn…?«
»Sie hat es durchgezogen.«
»Und wir haben geschlafen.«
Suko hob die Schultern. »Wer hätte auch ahnen können, daß sie mit einem verfluchten Gas arbeitet. Das ist zwar ein uralter Trick, aber immer wieder wirkungsvoll.«
»Klar.« Ich hob die Schultern und streckte die Beine aus, weil ich einfach den Wunsch hatte, mich irgendwie entspannen zu müssen, was wirklich nicht so leicht war, denn immer wieder mußte ich an die verdammte Frau denken.
Sie war gefährlich. Sie war grausam, und sie war auf eine gewisse Art und Weise schlau. Sie hatte sich alles so wunderbar zurechtgelegt gehabt, und wir waren ihr auf den Leim gegangen. Immer stärker mußte ich daran denken, und ich spürte, wie sich etwas in meinem Magen zusammenzog, was aber nichts mit dem getrunkenen Drachenblut zu tun hatte. Es war einfach das ganz normale Gefühl des Unwohlseins, der verfluchten Spannung, die irgendwann raus mußte.
Suko dachte zwar auch an diese Person, aber seine Gedanken drehten sich um andere Dinge. So fragte er mich: »Hast du denn eine Vorstellung davon, wo sie sein könnte?«
»Nein, habe ich nicht.« Ich zog die Beine wieder an. »Es ist auch nicht wichtig, Suko. Sie wird uns immer finden können, wir sie aber nicht.«
Er wollte gerade etwas sagen, da betrat eine Krankenschwester das Zimmer. Sie war schon älter und sah übermüdet aus. Als sie uns entdeckte, blieb sie stehen und wollte wissen, was wir hier taten.

»Wir warten auf den Heiligen Geist«, sagte ich.

»Hören Sie, Mister, auf den Arm nehmen kann ich mich allein. Ich möchte eine anständige Antwort bekommen, denn ich habe Sie auch anständig gefragt. Ansonsten lasse ich sie von hier entfernen.«

»Schon gut«, sagte ich, »nur keine Aufregung.« Dann zeigte ich ihr meinen Ausweis.

Sie runzelte die Stirn, lachte etwas spöttisch und gab mir das Dokument zurück. »Früher, Mr. Sinclair, waren die Polizisten auch freundlicher zu den Bürgern.«

»Früher habe ich noch nicht gelebt.«

Sie drehte sich um und trat dich an den Automaten heran, um sich eine Cola zu ziehen. Danach verschwand sie grußlos aus der Kantine. Suko schaute ihr lächelnd nach. »Die hast du aber erschreckt, mein Freund.«

»Ich weiß, es tut mir auch leid. Aber mit meinen Nerven steht es nun mal nicht zum besten.«

Eine halbe Zigarettenlänge später zuckten wir beide zusammen, als wir aus dem Lautsprecher die Stimme hörten, die sich an uns richtete. Wir wurden in die Chirurgie gebeten; dort erwartete man uns.

»Endlich geht es weiter«, sagte ich.

Mit dem Lift fuhren wir hoch. Ein Krankenhaus in der Nacht kann kalt und bedrückend, sogar unheimlich sein. An einigen Stellen gab es nur wenig Licht, während im Treppenhaus die Wände von einer kalten Flut bestrahlt wurden.

Der junge Arzt mit der Stoppelfrisur erwartete uns. Sein Lächeln wirkte müde. »Wir haben alles versucht, Gentlemen, aber ob es jetzt noch klappt, kann ich Ihnen nicht versprechen. Jedenfalls haben wir den Finger angenäht.« Er räusperte sich. »Wenn Sie mit dem Patienten sprechen wollen, müssen sie ein paar Stunden warten. Er liegt noch in der Narkose.«

»Danke, Doktor«, sagte ich, »daß sie uns geholfen haben.«

»Es war meine Pflicht.«

»Okay.« Wir gaben ihm die Hand und zogen uns dann aus diesem Bau zurück. Draußen hatte die Natur zwar ein weißes Tuch bekommen, aber es hatte aufgehört zu schneien.

Ich schloß die Fahrertür des Rover auf, den wir zuvor noch geholt hatten, und stieg ein.

»Wohin jetzt?« fragte Suko.

»Nach Hause - oder?«

Der Inspektor räusperte sich. »Was meinst du mit dem oder?«

»Noch einen Drink?«

»Wäre nicht schlecht.«

Ich schaute ihn an und verzog den Mund. »Dann hast du auch keine große Lust, jetzt schon zu fahren.«

»Nein. Ich würde Shao zuviel erklären müssen. Sie würde fragen, das weiß ich. Aber laß uns den Schluck - ach, ist ja auch egal.«

»Was meinst du?« fragte ich und startete den Motor. Auch die Scheibenwischer schaltete ich ein.

Die lockeren Schneemassen flogen zur Seite.

»Ich kann ja den Rest der Strecke fahren.«

»Darauf bestehe ich auch.« Suko trank kaum Alkohol, und wenn, dann nur ein Schlückchen. Da war ich anders. Manchmal brauchte ich einfach einen Drink, um einen gewissen Geschmack wegzuspülen. In dieser Nacht hätte ich mich auch allein an einen Tresen setzen und mich langsam zuschütten können. Da das aber nichts brachte, ließ ich es bleiben und machte nach drei Drinks Schluß.

Da wir am Rande von Soho wohnten, gab es in der Nähe noch genügend Lokale, die offen hatten, was sich aber kaum lohnte, denn die meisten waren fast leer. Das sah im Sommer anders aus, da strömten die Touristen nach Soho und nahmen den Stadtteil in Besitz.

Wir fanden einen Parkplatz vor dem Laden, auf dessen Namen ich nicht achtete. Mir gefiel der warme Lichtschein, der durch die Butzenscheiben drang und gelbliche Flecken auf den Gehsteig malte.

Drei Gäste hockten an der Theke. Es gab einen Wirt, der Zeitung las, und einen Kellner, der mit stoischer Gelassenheit Pfeile auf eine Dartsscheibe warf.

Suko und ich fanden Plätze an der leeren Seite der Theke. Ich bestellte die Drinks. Für Suko Wasser, für mich einen doppelten Scotch.

»Mit Eis - ohne?«

»Ohne.«

»Sehr gut.«

Das Wasser und der Whisky wurden serviert. Der Wirt sah aus wie ein Franzose, der Reklame für Käse machte. Zumindest kannte ich einen ähnlichen Menschen aus der TV-Werbung.

Whisky stieß gegen Wasser. Dann tranken wir, stellten die Gläser ab und Suko fragte: »Worauf hatten wir eigentlich trinken sollen? Kennst du dich da aus?«

»Mir wäre nichts eingefallen.«

»Auf uns.«

»Aber nicht auf die Zukunft.«

»Die siehst du grau, wie?«

»Nein, Suko, schwarz.«

»Kann dich niemand von deinem Pessimismus befreien?«

»Du nicht.«

»Wer dann«

Ich gab noch keine Antwort, nahm einen Schluck Whisky und hob den Blick. Da wir an der schmalen Seite der Theke saßen, konnte ich

ihn an der Längsseite entlangschweifen lassen; ich sah auch den Wirt, der wieder zur Zeitung gegriffen hatte.

Der Kellner schleuderte weiterhin seine Pfeile. Er tat es nahezu verbissen.

Immer wenn drei Pfeile die Platte getroffen hatten, lief er hin, zog sie hervor, trat wieder zurück, bis er den Abwurfstrich erreicht hatte, und schleuderte die Dinger erneut.

Ich sah ihn, aber etwas anderes schob sich über dieses normale Bild. Es kam mir vor, als wäre der Mann weiter in den Hintergrund gedrängt worden, damit das Fremde besser zu sehen war.

Zwei Bilder? Zwei Szenen?

Ich blieb still und zwinkerte mit den Augen, weil die andere Szene verschwinden sollte. Die fremde aber blieb. Sie war ein Gebilde aus dem Nichts, zugleich aber durch mich oder meine Phantasie geschaffen. Sie selbst hatte dieses Bild aufgebaut, das mir plötzlich in den Sinn gekommen war.

Ich wollte etwas sagen, aber meine Stimme steckte irgendwo fest. Ich kam mir vor wie ferngelenkt oder fremd geführt. Hier mischten sich plötzlich Phantasie und Wirklichkeit. Ich hatte mir selbst eine Szene aufgebaut, ohne es eigentlich zu wollen. Aus einem inneren Zwang heraus war das Bild erschienen, und ich wußte plötzlich, daß es grausam enden würde.

Aber ich konnte nichts dagegen tun.

Auch nicht, als sich der Kellner plötzlich umdrehte. Jetzt war nur mehr ein Bild vorhanden, das reale. Es gab ihn, es gab auch den Wirt, der seine Zeitung hatte sinken lassen, um bei den anderen Gästen abzukassieren. Er setzte sich langsam in Bewegung. Weit brauchte er nicht zu gehen, das alles war so schrecklich normal, wurde aber einen Moment später zu einer mörderischen Absurdität, denn der Kellner hatte seinen rechten Arm gehoben. Zwischen Daumen und Zeigefinger hielt er seinen Dartspfeil und zielte jetzt nicht mehr auf die runde Scheibe, sondern auf seinen Chef, den Wirt, der davon nichts merkte; er mußte noch einen Schritt machen, um die Gäste zu erreichen.

So lange wartete der Kellner nicht.

Er schleuderte den Pfeil.

Blitzartig jagte er durch die Luft - und traf haargenau das anvisierte Ziel.

Genau zwischen den Augen des Wirts blieb der Pfeil stecken!

***

Niemand bewegte sich. Plötzlich wirkten alle Personen wie eingefroren, als hätte Suko kraft seines Stabes die Zeit für fünf Sekunden angehalten.

Bis es einen dumpfen Laut gab. Der war entstanden, weil mein

Freund durch eine heftige Bewegung die leere Wasserflasche neben sich umgestoßen hatte, weil ihn nichts mehr auf seinem Platz hielt. Er wollte hinter den Tresen zu dem Wirt, der wie eine männliche Schaufensterpuppe noch auf den Beinen stand, wobei der Dartspfeil noch in seiner Stirn steckte. Um die Einstichstelle herum hatte sich ein roter Blutfleck gebildet, mehr war nicht zu sehen, aber der Mann selbst konnte sich nicht bewegen. Es lag wohl am Schock, der allerdings in dem Moment vorbei war, als Suko den Mann erreichte. Er konnte ihn soeben noch abfangen und legte ihn hinter dem Tresen zu Boden.

Ein Telefon stand in der Nähe. Blitzartig wählte Suko die Notrufnummer, während ich dasaß wie jemand, der nichts begriffen hatte.

Aber der Kellner.

Plötzlich stöhnte er auf. Dann taumelte er zur Seite, preßte die Hände gegen seine Wangen und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Die drei anderen Gäste am Tresen waren kreidebleich. Sie schauten sich an, sie konnten nichts fassen. Es waren normale Männer, vielleicht welche, die von einer Weihnachtsfeier übriggeblieben waren und einen letzten Drink hatten nehmen wollen.

Nun aber waren sie mit dem Grauen konfrontiert worden, möglicherweise mit dem Tod, und das konnten sie nicht fassen. Nach dem Schock begann die Angst. Sie fühlten sich unsicher, und sie wollten in eine Sicherheit eintauchen.

Blitzartig rutschten sie von ihren Hockern und verschwanden. Auch ich war nicht in der Lage, sie aufzuhalten, denn mein Gehirn war blockiert, und Suko redete noch immer mit der Person am anderen, Ende der Leitung. Er war dabei, den genauen Ort durchzugeben und nannte auch seinen Namen.

Wie angenagelt saß ich am Tresen. Ich wußte, daß etwas Schreckliches passiert war, und mir war plötzlich klargeworden, daß ich daran die Schuld trug.

Da war das Bild gewesen. Meine Vorstellung. Ja, ich hatte mir grundlos vorgestellt, was passieren würde, wenn sich der Kellner plötzlich umdrehte und nicht mehr auf die Scheibe zielte.

Er hatte es getan.

Meine Phantasie war in eine möglicherweise tödliche Realität umgewandelt worden.

Grauenhaft…

Ich kam mir selbst vor wie in Eis gepackt. Ich sah, ich erlebte alles, aber es war so fern, weil mich die eigenen Gedanken zu sehr in Beschlag nahmen.

Suko, der hinter der Theke stand, drehte sich normal um. Er hatte das Gespräch beendet, aber mir kam es vor, als wäre er dabei, sich

sehr langsam zu bewegen.

Dann schaute er mich an. »Die Rettung wird gleich kommen«, sagte er, und seine Stimme hallte in meinen Ohren wider, als würden wir beiden in einer leeren Halle stehen.

Ich nickte nur.

Suko beugte sich noch einmal nach unten. Sehr bald kam er wieder hoch. »Noch lebt der Mann«, flüsterte er. »Die Spitze ist glücklicherweise nicht lang genug.« Er hob die Schultern. »Ich hoffe, daß er durchkommt.« Da ich noch immer nichts gesagt hatte, kam er auf mich zu, schaute mich etwas verwundert an, ließ mich aber sitzen, und ging auf den Kellner zu, der nach wie vor an dem ansonsten leeren Tisch saß und leise vor sich hinschluchzte.

Suko ging auf Nummer Sicher und legte dem Mann Handschellen an. Das hätten wir bei diesem verdammten Voodoo-Weib auch tun sollen, aber uns darüber zu beschweren, hatte keinen Sinn.

Der Mann ließ alles gleichgültig über sich ergehen. Er gab auch keinen Kommentar ab. Sein Blick war ins Leere gerichtet, die Lippen bewegten sich, ohne daß er sprach. Obwohl er bleich im Gesicht war, rann der Schweiß über seine Wangen. Die Handgelenke hatte ihm Suko auf dem Rücken zusammengebunden.

Der Inspektor kam zu mir an die Theke. Ich hatte automatisch nach dem Glas gegriffen und es geleert. Der Whisky rann wie Feuer durch meine Kehle, und irgendwo weckte er mich auf und riß mich aus meiner Lethargie.

»Soll ich dich nach einer Erklärung fragen, John?« erkundigte sich mein Freund.

Ich atmete durch die Nase. »Nein, laß es bleiben. Es ist schrecklich genug.«

Aber Suko wollte nicht aufhören. »Was bringt einen Menschen dazu, sich plötzlich so zu verhalten? Einen Dartspfeil auf eine andere Person zu schleudern… Grundlos, verdammt! Ohne Grund! Oder siehst du das anders, John?«

Ich hatte mich wieder soweit gefangen, daß mir der Hintersinn dieser Frage nicht verborgen geblieben war, und ich war auch bereit, ihm die Wahrheit oder meine Wahrheit zu sagen.

»Ja, ich sehe es anders.«

»Da bin ich gespannt.«

»Kannst du auch, Suko. Es gibt einen Grund, und dieser Grund heißt Leonora Vendre.«

»Ach.«

Ich ballte die Hände und nickte. »Ich gebe mir eine Mitschuld an dieser irren und völlig sinnlosen Szene.«

»Du dir? Warum?«

Mit den Händen umklammerte ich hart den Handlauf des Tresens.

»Das will ich dir sagen«, sprach ich leise. »Ich hatte plötzlich die Vorstellung, daß sich der Kellner umdreht und nicht mehr auf die Scheibe zielt, sondern auf den Wirt. Es kam mir in den Sinn, es ist verrückt, ich weiß, aber ich dachte so intensiv daran, daß meine Vorstellungen wohl auf diesen Kellner übergingen, er sich dann umdrehte, einen seiner Dartspfeile nahm und ihn auf das menschliche Ziel schleuderte. Er hat es getroffen, zielgenau, mitten in die Stirn.« Ich schüttelte den Kopf. »Suko«, sagte ich mit leiser Stimme.

»Ich denke, daß dies der erste Teil einer gewaltigen Abrechnung war, die Leonora Vendre mit uns vorhat. Und ich gehe sogar noch einen Schritt weiter. Du mußt ebenfalls damit rechnen, daß dir so etwas passiert. Daß du plötzlich Phantasien entwickelst, die dann zu einer grausamen Wahrheit werden.«

Er schwieg eine Weile und legte mir die Hand auf die Schulter. »Was folgerst du daraus?« fragte er dann.

»Du weißt es selbst.«

»Möglich, aber sprich es aus.«

»Okay. Ich folgere daraus, daß wir von nun an eine Gefahr für die Allgemeinheit bilden. So etwas kann wiederkehren. Man kann sich plötzlich etwas Schreckliches ausdenken, ohne daß man es wirklich will, weil man eben ferngelenkt wird. In diesem Fall von einer gewissen Voodoo-Fürstin.« Mir machten meine eigenen Worte Angst. »Ich weiß nicht mehr, was ich noch tun oder lassen soll.«

Mein Freund schwieg. Was sollte er auch sagen? Er wußte, daß er ebenso betroffen war. Es hätte auch ihn erwischen können. Gefeit war er nicht.

Suko hatte sehr wohl über meine Worte nachgedacht. »Eine Gefahr für die Allgemeinheit?« murmelte er. »Ich will nicht daran denken, was alles passieren kann, aber ich frage mich, was wir dagegen tun sollen.«

Ich hob die Schultern.

»Ist das deine ganze Antwort?«

»Kennst du eine bessere?« fragte ich. »Wir können uns auch nicht irgendwo verkriechen, denn die Phantasie läßt sich nicht einsperren. Wir sind ihr völlig ausgeliefert. Ich habe mich nicht wehren können. Es war mir einfach unmöglich, es ging alles zu schnell.«

»Wie schnell?«

Ich kam mit dieser Frage nicht zurecht. »Was meinst du damit?«

»Blieb dir keine Zeit, um eine Gegenmaßnahme einzuleiten?«

»Nein.«

»Dann hast du es nicht kommen sehen?«

»Nicht das eigentliche Ziel. Ich wußte wohl, daß etwas geschehen würde, aber ich konnte mir nicht vorstellen - nein…« Ich schüttelte den Kopf. »Es war einfach absurd.« Meine flache Hand klatschte auf

den Tresen. »Wer hätte auch damit rechnen können? Du kannst natürlich sagen, daß wir unter der Kontrolle dieser Leonora Vendre stehen, aber wir haben in der letzten Stunde nicht mehr so richtig daran geglaubt, da wir zu sehr abgelenkt waren.«

»Das stimmt.«

»Dann hat sie dich kalt erwischt. Und sie wird es auch nicht weiter versuchen. Bei dir und bei mir. Was du erlebt hast, war erst der Anfang, eine Ouvertüre. Es wird weitergehen, und es wird auch verflucht hart werden.«

»Und wir können uns nicht wehren.«

»Das war es, auf das ich kommen wollte, John. Können wir uns wirklich nicht wehren?«

»Das hast du doch bei mir gesehen.«

»Schon, aber man hat dich überrascht. Es war das erste Mal. Beim zweiten Mal gelingt es vielleicht nicht, dich so kalt zu erwischen. Da kannst du dann versuchen, Gegenmaßnahmen zu ergreifen, ebenso, wie ich es versuchen werde.«

»Schön. Und welche?«

»Weiß ich nicht.«

»Sollte ich meine eigenen Gedanken dagegensetzen?«

»Das wäre eine Möglichkeit.«

»Damit komme ich nicht zurecht, Suko. Es ist ja blitzartig geschehen, und wenn mich dieser Phantasieschock trifft, wird man mir kaum die Chance geben, eine eigene Abwehr aufzubauen.«

Er ließ nicht locker. Kein Wunder, ihm war es noch nicht widerfahren. »Wenn du aber zum zweiten Mal von…«

Eine Stimme unterbrach ihn. »Ich bin jetzt ein Mörder, nicht wahr?« Der Kellner brachte die Frage jammernd hervor. »Ich habe den Pfeil geworfen, aber ich wollte es nicht. Ich wollte es wirklich nicht.« Er hob die Schultern. »Es ist einfach so über mich gekommen.« Der Mann hatte sich auf seinem Stuhl gedreht und starrte mich an. »Ja, so ist es passiert. Einfach über mich gekommen.«

Auch wir hatten uns umgedreht. Suko verließ seinen Platz und setzte sich zu dem verzweifelten Mann, der ähnlich fühlen mußte wie ich. Und ich fühlte mich wie ein alter, ausgewrungener Lappen.

Oder wie eine Hülle ohne Seele.

Die Kontrolle hatten andere über mich gewonnen. Nein, eine andere Person, diese verdammte Voodoo-Hexe - oder wie auch immer. Wir hatten sie unterschätzt, denn sie war auf ihre Art und Weise so mächtig wie der Teufel.

Lange konnten sich Suko und der Kellner nicht unterhalten, denn wir hörten schon den Klang der Sirene. Der Wagen mit dem Arzt war da, und jetzt konnten wir nur noch hoffen, daß der Wirt überlebte.

Suko übernahm das Kommando. Er führte den Arzt und zwei Helfer

hinter den Tresen. Wir hatten unsere Kollegen nicht alarmiert. Sollte der Mann jedoch an den Verletzungen sterben, dann mußten wir es tun.

Ich konnte den Wirt nicht sehen, weil mir die Männer den Blick versperrten. Der Arzt kniete in dieser Enge neben dem Mann. Suko war zurückgewichen und nickte mir zu.

»Was ist?« fragte ich.

»Er lebt.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Auch der Kellner hatte es gehört. »Stimmt das?« rief er. »Stimmt es, daß er lebt?«

Ich bestätigte es.

Der Mann war so erleichtert, daß er nach vorn sank und zu weinen anfing. Suko meinte: »Wir werden ihn freilassen. Diese Sache geht nur uns etwas an. Ich will nichts vertuschen, aber es ist besser, wenn es nicht an die große Glocke gehängt wird.«

»Einverstanden.«

Eine Trage stand neben dem Tresen. Sie war bereits hochgebockt worden. Die beiden Sanis legten den Verletzten behutsam darauf und schoben sie dem Ausgang zu.

Der Arzt blieb noch für einen Moment bei uns stehen. »Ein Unfall, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Suko. »Ein Unfall und zugleich ein böser Zufall. Wird der Mann überleben?«

»Ich hoffe doch. Genaueres kann ich erst sagen, wenn ich die Röntgenaufnahme gesehen habe. Wir werden den Pfeil in der Klinik vorsichtig entfernen.«

»Danke, Doc.«

»Ihre Namen habe ich ja.« Er lächelte. »Es ist wirklich gut, daß es zwei Polizisten als Zeugen gab.«

»Das können Sie wohl sagen.«

Er verabschiedete sich und ging. Suko löste die Handschellen des Kellners. Der Mann schaute ihn überrascht an. »Was ist los? Wollen Sie mich nicht verhaften?«

»Nein, Sie sind frei.«

»Aber ich habe doch…« Er kam nicht mehr zurecht und schaute Suko mit einer Mischung von Zweifel und Furcht an.

»Ja, Sie haben, Mister, aber es ist nicht ihre Schuld gewesen. Glauben Sie es mir.«

»Wieso denn nicht? Ich habe geworfen.« Er räusperte sich. »Andererseits«, flüsterte er, »haben Sie vielleicht recht. Es war wirklich nicht meine Schuld. Ich habe darüber nachgedacht, aber ich kann es nicht erklären. Nicht, daß ich dumm wäre, aber mir fehlen einfach die richtigen Worte. Da sprang mich etwas an. Ein unheimlich starkes Gefühl. Etwas Negatives, und das sagte mir, daß ich mich

umdrehen soll, um diesem Mann den Pfeil in die Stirn zu werfen. Ich hatte auch keine Hemmschwelle. Ich habe ausgeholt, kurz gezielt und geworfen - und getroffen, aber ich kann nicht erklären, warum ich es tat und wer mich dazu gebracht hat.«

»Das werden Sie auch kaum herausfinden können«, sagte Suko. »Deshalb belassen Sie es dabei.«

»Weiß nicht«, murmelte er. »Das hört sich trotz allem an, als wüßten Sie mehr.«

»Leider auch nicht.«

»Und Sie nehmen mich wirklich nicht fest, obwohl Sie doch Polizisten sind?«

»Sie können sich darauf verlassen. Versuchen Sie so zu handeln, als wäre nichts gewesen. Löschen Sie das Licht, schließen Sie hier ab, räumen, Sie auf, was weiß ich. Die Sache ist vergessen.«

»Für Sie, aber nicht für mich. Ich muß Jack erklären, weshalb ich auf ihn den Pfeil geworfen habe.«

»Es ist durchaus möglich, daß wir Ihnen dabei helfen werden«, sagte Suko. »Na dann.«

»Alles Gute für Sie.«

Es war der Abschlußsatz, und Suko machte sich auf den Weg zur Tür, den ich auch nahm.

Wir gingen zum Wagen. Suko wollte fahren. Zuvor fragte er mich: »Wohin, John?«

»Nach Hause.«

»Ja«, sagte er nur, »ja…«

***

Gegen zwei Uhr morgens schaltete ich in meiner Wohnung das Licht ein und dachte wieder daran, daß wir am übernächsten Tag den Heiligen Abend hatten. In eine wahnsinnige Lage waren wir da hineingerutscht. Um irgendwelche Geschenke brauchte ich mir keine Sorgen zu machen, die hatte Glenda bereits für mich besorgt, aber ich würde das Fest nicht allein verbringen. Es war abgemacht worden, daß ich mich bei Glenda sehen ließ, bei den Conollys und auch bei Lady Sarah und Jane Collins.

Und das in meinem Zustand! Verdammt!

Ich ließ mich in einen Sessel sinken und starrte vor mich hin. Es war schon ein Zustand der Verzweiflung, mit dem ich nicht zurechtkam.

Hätte ein Vampir oder ein Werwolf vor mir gestanden, dann wäre es zwar auch schlimm gewesen, aber ich hätte immerhin einen realen Feind vor mir gehabt. Einen Gegner, den ich bekämpfen konnte, aber keinen, der sich von einer anderen Ebene her meldete und sich gewissermaßen im Unsichtbaren herumtrieb.

Den konnte ich nicht fassen, den konnte ich nicht mal locken, denn

er hielt die Trümpfe in den Händen und machte mit mir, was er wollte. Nein, in diesem Fall war es eine Gegnerin, eine Frau, die wir einfach unterschätzt hatten.

Ich hob den Kopf an und dachte daran, was wir miteinander abgesprochen hatten. Suko wollte Shao einweihen, und er wollte sie darum bitten, ihn wenn möglich, in der kommenden Nacht im Auge zu behalten. Ob es etwas nutzte, wußte ich nicht. Wir hatten auch erst daran gedacht, bis zum Hellwerden zusammenzubleiben, den Plan aber verworfen, was auf mich zurückzuführen war, weil ich, sollte es mich wieder überkommen, allein sein wollte.

Ich hatte mich wieder aus dem Sessel erhoben, um in das Schlafzimmer zu gehen. Es brachte nichts, wenn ich im Wohnzimmer hockenblieb, um im Sessel Schlaf zu finden. Mein Blick fiel auf einige auf dem Tisch liegende Weihnachtskarten. Unter anderem stammte eine von Marek, dem Pfähler, der mir und uns für das nächste Jahr alles Gute wünschte. Hätte ich ihn heute gesprochen, dann hätte ich diese Wünsche zumindest in Zweifel gezogen.

Ich fragte mich, was noch auf mich zukommen würde. Alles war möglich. Dinge, die meine Phantasie jetzt sprengten, die allerdings auch aus ihr entstanden.

Im Schlafzimmer zog ich mich aus und legte mich auf das Bett. Wie oft hatte ich in ihm wach gelegen. Wie oft hatte ich von der »anderen Seite« Besuch bekommen, von geheimnisvollen Feinden, die stärker waren als Menschen und sich immer wieder in meine Sphäre hineingedrängt hatten.

Der Drachentrunk war für mich das Maß aller Dinge, denn er stellte die Verbindung zu diesem Voodoo-Weib her.

Ich lag auf dem Rücken, die Arme neben dem Körper ausgestreckt. Es war eine ruhige Zeit, auch in London. Die Tiefschlafphase für viele Menschen, andere aber wälzten sich oft unruhig in ihren Betten herum, fanden keinen Schlaf, so wie ich.

Zudem ertappte ich mich dabei, daß ich versuchte, nach nebenan an zu laufen, zu Shao und Suko, aber es drang kein Laut durch die Mauer.

Meine Gedanken irrten ab, was aber weniger mit mir selbst zu tun hatte, als mit der Müdigkeit oder Schlaffheit, die mich überkam. Hinter mir lag ein verdammt harter Tag, da verlangte der Körper einfach nach Ruhe. Es war sein natürliches Recht. Ich segelte hinein in den Zustand zwischen Schlaf und Wachsein, wo die normalen Umrisse der Umgebung verschwammen und alles in einem einzigen, zumeist grauen Farbton zurückblieb.

Der Zustand war mir nicht neu, ich würde hinübergleiten in den Schlaf, nur diesmal nicht.

Plötzlich hörte ich eine Stimme.

Es war die einer Frau.
Und ich kannte sie, obwohl ich sie erst einmal, und zwar am heutigen Tag, gehört hatte.
Leonora Vendre nahm Kontakt auf.
»Hier bin ich, Sinclair!«

***

Blitzartig war ich hellwach. Nein, das stimmte nicht. Es kam mir nur so vor, als würde ich hellwach im Bett liegen. Tatsächlich aber lag ich noch in dieser verdammten Grauzone zwischen Schlaf und Wachsein und wußte nicht, wie ich reagieren wollte. So wie ich mußte sich auch ein Gefangener fühlen. Jedenfalls war es mir nicht möglich, dieser Stimme eine Antwort zu geben.
Dafür bewegte ich meine Augen. Ich suchte so gut wie möglich den Raum ab, schielte auch zu den Seiten hin, aber ich bekam leider nichts zu sehen.
Sie war da, aber sie befand sich nicht in diesem Schlafzimmer. Die Vendre war nichts anderes als eine imaginäre Gestalt, die aus dem Unsichtbaren hervor ihre Fäden zog.
»Hast du es erlebt, Sinclair? Hast du erlebt, wie gut und wie mächtig ich bin?«
Ich schwieg.
Sie aber redete weiter. »Es war erst der Anfang. Nur der Anfang, Sinclair. Hättest du dir je vorstellen können, mit einer derartigen Phantasie gesegnet zu sein? Ein kleiner Vorgeschmack von dem, was noch folgen wird. Keiner bleibt verschont, Sinclair, und ich glaube nicht, daß die nächsten Opfer überleben werden. Du und dein Freund Suko, ihr habt den Trank genossen. Ihr befindet euch unter meiner Kontrolle, und ich kann mit euch machen, was ich will. Ich beherrsche eure Phantasie. Ich kann in deine Psyche hineinkriechen und sie so beeinflussen, daß es mir gefällt. Du wirst keine Ruhe mehr vor mir finden, Sinclair. Du wirst erleben, wie du allmählich zugrunde gehst, ohne daß du es stoppen kannst. Und das gleiche gilt für deinen Freund. Die Nacht, Sinclair, diese Nacht, ist noch nicht beendet, das sage ich dir…«
Auf einmal war die Stimme weg. Verschwunden, zum Schweigen gebracht, aber ich hörte einen anderen Schrei. Ich selbst hatte ihn ausgestoßen.
»Nein, verdammt!« brüllte ich und schnellte aus meinem Bett hoch. Schwer keuchend blieb ich hocken, das Gesicht von einer kalten Schweißschicht bedeckt, die sich bis in meinen Nacken hinzog.
Es war ein Wahnsinn, es war nicht zu begreifen. Ich kam gegen dieses Weib nicht an. Es zog seine Fäden und ließ mich zappeln wie eine Marionette.

Langsam sank ich wieder zurück und blieb liegen, als ich das Kissen an meinem Hinterkopf spürte.

Wieder lag ich apathisch da, starrte abermals gegen die Decke, aber dort zeichnete sich keine Lösung ab. Nun stellte sich mir die Frage, ob es überhaupt eine Lösung für dieses verdammte Problem gab.

Schon die Frage bereitete mir Magendrücken. Bisher war es uns immer gelungen, gewisse schwarzmagische Wesen in Schach zu halten, das würde mir diesmal schwerfallen, möglicherweise sogar unmöglich sein.

Die andere Seite machte, was sie wollte, sie spielte mit uns, und ich spürte immer mehr den Drang, Suko anzurufen, um zu fragen, wie es ihm und Shao erging.

Sie hatten sich nicht gemeldet, oder hatte sich diese Leonora zunächst auf mich konzentriert, um mich fertigzumachen? Ich suchte nach einer Lösung, auch wenn es nur ein Kompromiß war, denn sonst sah alles mehr als düster aus.

Wie ich mich aus dieser Lage befreien konnte oder herauskam, wußte ich nicht, ich konnte höchstens eine Schadensbegrenzung erreichen. Die Phantasien konnten mich urplötzlich überfallen, deshalb wollte ich permanent gewappnet sein.

Aber wie sollte das geschehen?

Bei dieser Frage drehte ich mich im Kreis. Eine Antwort fand ich nicht, doch dann kehrten meine Gedanken zurück zu der Szene im Pub, die so schlimm gewesen war.

Trug ich tatsächlich die Schuld daran?

Ich wußte es nicht. Ich wußte überhaupt nichts mehr. Alles war so anders geworden. Ich lag in meiner normalen Umgebung und fühlte mich wie in der Fremde.

Wachbleiben! hämmerte ich mir ein. Du darfst nicht einschlafen, sonst ist alles verloren. Nur nicht einschlafen! Mit offenen Augen daliegen und versuchen, nichts anderes an dich herankommen zu lassen.

Versuchen, die Gedanken zu kontrollieren, aber es gab einen Unterschied zwischen Gedanken und Phantasien. Das wußte ich verdammt, denn die einen konnten kontrolliert werden, die anderen nicht.

Ich war nervös. An Schlaf war nicht zu denken. Mich überkam das berühmte Prickeln, und ich dachte daran, daß irgendwann vielleicht etwas geschehen könnte.

Im Zimmer war alles normal. Es brannte kein Licht, und trotzdem war es nicht zu dunkel, weil die Tür offenstand, die zum Wohnraum ebenfalls. Dort hatte ich das Licht brennen lassen, so daß der Schein bis zum Schwelle der Schlafzimmertür fließen konnte.

Es war alles okay und in Ordnung, Einer, der meine Wohnung

kannte, hätte mich ausgelacht, dem hätte ich nicht begreifbar machen können, auf was ich wartete.

Nein, auf keinen Fall, auf keinen…

Etwas stimmte nicht mehr.

Ich lag im Bett. Ich schaute gegen die Wand und den Kleiderschrank gegenüber dem Fußende. Dort bewegte sich etwas. Aber es war nicht das Möbelstück, das dort verrückt wurde.

Woher kam das zweite Bett?

Woher kam die dunkelhaarige Frau, die darin lag. Sie hatte sich auf die Seite gedreht, das Gesicht war mir zugewandt. Zudem hatte sie ein Bein angezogen, so daß ihr Knie unter dem Laken hervorschaute. Ich sah auch einen Teil der Schulter; mir gelang sogar ein Blick auf ihr Gesicht.

Entspannt sah es aus. Weiche, frauliche Züge. Ein Gesicht, das ich mochte, dessen Lippen ich schon mehr als einmal intensiv geküßt hatte. Das mir so vertraut war.

Natürlich.

Es war Glenda.

Ja, Glenda Perkins.

Mein Gott, es ging wieder los!

***

Shao wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie saß vor Suko hatte die Hände auf seine Knie gelegt, hatte ihm zugehört und jedes Wort regelrecht genossen, und sie wußte jetzt, daß er auf ihren Kommentar wartete, denn alles war gesagt worden.

»Du schweigst?«

»Ja, Suko, ich schweige.«

»Dann glaubst du mir nicht?« fragte er mit unsicher klingender Stimme.

Sie hob die Schultern. »Weißt du, Suko, wenn ich dich nicht so gut und genau kennen würde, dann hätte ich gesagt, daß du spinnst, daß du ein Träumer, ein Spinner, ein Irrer, ein Verlorener oder was sonst noch bist. Aber ich kenne dich, und dich habe dir sehr genau zugehört, deshalb weiß ich, daß du mich nicht angelogen hast. Daß nichts einer Phantasie entspringt, daß John und du diese Schrecken durchgemacht habt.«

Er nickte. »Sehr richtig. Und daß sich in meinem Magen auch der Drachentrank befindet.«

»Und jetzt hast du Angst?«

Suko blickte direkt in das Gesicht seiner Partnerin. Seine Augen waren groß, das Gefühl, das er empfand, spiegelte sich darin wieder. »Ja, ich habe Angst. Ich fürchte mich vor der Hexe, und ich fürchte mich gleichzeitig vor mir selbst. Ich komme mir vor wie jemand, der

einen Selbstmord auf Raten begeht. Was weiß ich denn, wozu meine Phantasie alles fähig ist. Was sie mir vorgaukelt, was tief in einem Menschen steckt und noch nicht erforscht wurde. Was weiß ich denn? Ich weiß nichts, ich weiß gar nichts, denn ich bin nicht mehr als ein Spiegelbild in den Händen einer anderen Person. So ist das doch, so und nicht anders.«

»Ja, Suko, das weiß ich.« Shao nickte und senkte den Blick. Sie hatte die Hände jetzt auf ihre Oberschenkel gelegt und betrachtete sie, als läse sie dort eine Lösung ab. »Ich weiß das alles, aber du solltest etwas nicht vergessen: Es ist gut und richtig, wenn du über dich redest, doch du hast eines nicht bedacht.«

»Was denn?«

Sie atmete tief ein und stöhnte dabei leise. »Es ist doch so, Suko. Du hast mir alles von Beginn an berichtet. Ich weiß, daß es vier Tote gegeben hat. Es sind vier dunkle Skelette übriggeblieben, und zwar von Menschen, die diesen verdammten Drachentrunk ebenfalls zu sich genommen haben.«

»Das stimmt, denn ein Skelett haben wir gesehen.«

»Muß ich dich jetzt noch fragen, was man daraus auch noch folgern kann, Suko?«

»Nein.« Der Inspektor senkte den Blick. »Nein, das brauchst du wirklich nicht.«

»Davor habe ich Angst«, flüsterte Shao. »Davor habe ich eine verfluchte Angst. Daß mit dir das gleiche passieren kann wie mit den vier Männern. Daß sich deine Haut plötzlich auflöst, daß du…«

»Nicht so.«

Shao verstummte, denn Suko hatte ziemlich laut gesprochen, als hätte man ihn durch einen Stoß geweckt.

»Wie denn?«

»Das ist bei uns etwas anderes, Shao. Du kannst John und mich nicht mit den anderen vier Männern vergleichen. Ich will nicht überheblich sein, aber ich weiß genau, daß wir in den Augen dieser verfluchten Voodoo-Hexe etwas Besonderes sind. Mag der Tod der vier Männer auch noch so schlimm gewesen sein, uns läßt sie nicht so billig davonkommen. Sie will uns quälen, foltern. Sie will uns beweisen, wie sehr sie uns unter Kontrolle hat. Mag sein, daß wir im Endeffekt so enden sollen, aber noch ist es nicht soweit. Noch sind wir ihre verdammten Spielbälle, und die läßt sie nicht los.«

»Meinst du?«

»Ja. Sie will ja ihren Triumph haben. Sie will uns und sich selbst ihre Macht beweisen. Das kann sie nicht - oder nur schwer, wenn wir plötzlich sterben. Das wäre für sie kein großer Sieg. Sie wird es anders versuchen, Shao, glaube es mir, auch wenn ich mich dabei wiederhole.«

»Ja, ja, ich denke auch. Aber was kann man dagegen tun, Suko? Wir können doch nicht hier hocken und abwarten, bis es dich erwischt. Wir müssen etwas tun. John und du - ihr müßt euch dagegen anstemmen, Suko. Man kann sich doch nicht einfach aufgeben.«

»Ich weiß. Aber gib mir bitte einen Rat, was wir dagegen unternehmen sollen. Ich weiß mir keinen. Man hat uns den verdammten Trank eingeflößt, und wir haben die Konsequenzen zu tragen. Durch ihn allein sind wir unter die Kontrolle dieser Leonora geraten, die ihre Fäden geschickt aus einer anderen Welt hervorzieht. Wir sehen sie doch nicht, aber ich bin überzeugt davon, daß sie uns sieht. Sie weiß, was wir reden, und sie wird sich an unserer Verzweiflung weiden. Auf einen Nenner gebracht, sie ist uns über.«

»Ja«, sagte die Chinesin leise. »Das befürchte ich jetzt auch. Nur will ich das nicht wahrhaben. Wie oft haben wir in einer Klemme gesteckt. Selbst ich bin dem Sensenmann entwischt, wo du gedacht hast, ich sei tot. Da hat es ebenfalls eine Chance gegeben. Deshalb kann ich es nicht fassen, daß plötzlich alles anders sein soll. Ihr habt immer gekämpft, warum tut ihr es jetzt nicht?« Sie hatte versucht, ihren Partner durch die Worte anzumachen. Ihn zwar nicht aufzuheitern, aber sie wollte ihm Dampf machen, Energie einflößen, doch nach wie vor saß ein sehr nachdenklicher und grübelnder Mensch in ihrer Nähe, der sich einfach nicht motivieren lassen wollte.

»Diesmal ist es anders, Shao. Ich kann dir nicht genau sagen wie anders, aber es ist so. Vielleicht stehe ich noch unter dem Schock des Erlebten, aber ich habe mich selten so hilflos gefühlt, da bin ich ehrlich.«

Sie nickte. »Ja, ja, das sehe ich. Und einen Plan habt ihr euch beide nicht zurechtgelegt?«

»Nicht direkt«, gab Suko zu. »Jeder will aber versuchen, den anderen zu alarmieren, wenn es hart auf hart kommt. Bei mir ist bisher nichts geschehen, ich warte noch ab. Nur werde ich mich nicht in mein Bett legen und zu schlafen versuchen, da bin ich anders als John, der dies tun will. Ob er vorhat, die andere Seite zu locken, das weiß ich nicht. Das müssen wir abwarten.«

»Wäre es nicht besser, wenn wir zu dritt wären?«

»Davon sind wir abgekommen.«

»Weshalb?«

»Es hängt indirekt mit dir zusammen.«

Shao brauchte nicht lange zu überlegen. »Verstehe«, sagte sie. »Ihr wollt mich nicht in Gefahr bringen.«

»So sieht es aus.«

Sie hob die Schultern und stand auf. »Die lange Rederei hat mich durstig gemacht. Möchtest du auch etwas trinken?«

»Ja, einen Saft.«

»Ich hole ihn.« Sie bewegte sich auf die Küche zu, und Suko schaute der schmalen Gestalt nach, die noch etwas mädchenhafter wirkte, als sich der gelbe Morgenrock eng um ihre Gestalt schmiegte.

Da Suko auf der Couch saß, nahm er die Gelegenheit wahr und ließ sich zurücksinken. Er fiel langsam, dann spürte er das hohe Kissen unter dem Kopf, das er eindrückte, und sein Blick glitt quer durch den Raum auf das Fenster zu, dessen Scheibe von der Gardine nicht völlig bedeckt war. Der Stoff bedeckte das Fenster nur zur Hälfte. Hinter der Scheibe lauerte die Nacht in all ihrer Dunkelheit und mit all ihren Gefahren, die sie barg. Die Nacht diente immer wieder als Versteck für lichtscheue Elemente, aber sie war auch der Schutz für Schwarzblüter und Diener des Bösen, denn die Nacht war ihre Zeit.

Suko hörte Shao in der Küche. Zwei Gläser klirrten gegeneinander. Er selbst tat nichts, er lag still, hielt die Augen offen, die Stirn etwas verzogen, als wäre er dabei, über Probleme nachzudenken. Sie kamen, da war er sicher, sie würden hier auf ihn niederfallen, und er wußte nicht, ob er sich ihrer erwehren konnte.

Shao kehrte zurück.

Er sah sie, wie sie den Wohnraum betrat, und plötzlich war alles anders. Sie war da, sie blieb auch, er sah sie, aber Suko sah sie anders als sonst.

Viel klarer, schärfer. Etwas hatte sich zwischen seine Augen und Shao geschoben, ein seltsames, nicht sichtbares, optisches Instrument, das alles veränderte.

War sie zweimal vorhanden?

Suko kam damit nicht mehr zurecht. Er wollte etwas sagen und sich aufrichten, das war nicht möglich. Er lag auf dem Rücken, eine Hand auf die Brust gelegt, und er spürte einen gewissen Widerstand unter seiner Jacke, die er nicht ausgezogen hatte.

Aber Shao ging weiter.

Sie stellte die Gläser ab. Sie schaute ihn an, und sie lächelte so, daß er beinahe eine Gänsehaut bekam. Dann drehte sie sich um, aber sie schenkte nichts aus der Flasche ein, sondern machte sich auf den Weg zum Fenster.

Sie ging ganz locken, als wäre es das schönste für sie, nur zum Fenster gehen zu dürfen, um es zu öffnen. Dabei war es draußen kalt, der Wind würde in den Raum wehen und…

Shao schaute noch einmal zurück.

Suko lag auf der Couch. Er spürte etwas in sich, das er bisher noch nicht gekannt hatte. Es war keine Gefühl, sondern kam eher einem Drang gleich. Er wußte genau, daß etwas geschehen mußte, er wollte es auch so, denn er hatte es sich vorgestellt. Das Fenster mußte offen sein, aber nicht, um frische Luft in den Raum fließen zu lassen, nein, da gab es einen anderen Grund.

Es wäre doch toll gewesen, einen Körper fallen zu sehen. Jemand, der auf die Fensterbank kletterte, sich nach vorn beugte und mit einem Schritt diese lächerliche Distanz überwand, damit er endlich fallen konnte. Tief fallen, aufschlagen, mit gebrochenen Knochen dort unten liegen, durch den Aufprall zusammengedrückt.

Wunderbar, herrlich…

Zuschauen. Sich vorstellen, wie es war, wenn er plötzlich den Schrei der Frau hörte.

Shao stand am Fenster. Sie zögerte noch, als wollte sie darüber nachdenken.

Das Bild war herrlich. Es entsprach dem, was Suko sich in seiner Phantasie zusammengesponnen hatte. Er hatte es sich gewünscht, so schnell und urplötzlich.

Shaos Finger umklammerten den Fenstergriff. Sie hielten ihn für eine Weile fest, als wäre er ein besonderer Rettungsanker. Dann drehte sie ihn herum, und sie benötigte nicht mal viel Kraft. Das Fenster öffnete sich wie von selbst und sie sprang nach innen.

Suko schaute lächelnd zu.

Ja, spring, dachte er. Klettere auf die Fensterbank und laß dich einfach fallen.

Sie hob das rechte Bein. Schon beim ersten Versuch klappte es. Jetzt brauchte sie sich nur abzustützen, um auch den anderen Fuß anheben zu können.

Alles ging leicht, glatt, so wunderbar. Keine Schwierigkeiten mehr. Es würde klappen.

Wind fegte in den Raum. Er wehte die Gardine hoch und gegen das Gesicht der Chinesin, die deshalb irritiert wurde und auch weiterhin zögerte, ihre Absicht in die Tat umzusetzen.

Der Wind erwischte auch Suko. Ein kalter Strom, der über Körper und Gesicht hinwegfuhr.

Er bewegte seine Hand, weil er plötzlich fror. Er schob sie unter die Jacke.

Shao stand auf der Bank. Sie hielt sich noch am rechten Rand des Fensters fest. Der Wind wühlte gegen ihr Haar, er hob es an, als wollte er es ihr vom Kopf reißen.

Noch einmal schaute sie zurück. Dabei verzog sie den Mund zu einem Lächeln.

Ein Abschied?!

Sukos Hand, mit ihr die Finger, bewegten sich. Er spürte den Druck dazwischen. Ein Stab, etwas Hartes, und plötzlich klirrte es in seinem Hirn.

»Ich - ich springe!« rief Shao.

Suko schrie dagegen.

»Topar!«

***

Es gab keine andere Chance mehr. Es war wirklich die allerletzte gewesen, und die Berührung des Stabs hatte eine Saite in Suko zum Klingen gebracht, mit der er nicht gerechnet hatte. Aus einer unauslotbaren Tiefe hervor mußte ihm jemand eine Nachricht geschickt und so Kontakt mit ihm aufgenommen haben.

Auf einmal war ihm das Wort eingefallen. Er hatte es geschrieen, und alle Personen, außer ihm, waren nach Rufen dieses Wortes für die Dauer von fünf Sekunden bewegungslos.

Diesmal hatte es nur eine getroffen - Shao!

Sie stand in ihrer schon nach vorn gebeugten Haltung auf der Fensterbank, bereit zum Sprung, und Suko wünschte sich, jetzt fliegen zu können. Das schaffte er nicht mehr. Er jagte quer durch das Wohnzimmer, die ablaufende Zeit trieb ihn an wie ein Motor. Vergessen und verschwunden waren seine wahr gewordenen Phantasien. Er mußte einfach weiter, er mußte sie retten, auch wenn ihm ein Stuhl im Weg stand, den er zur Seite schleuderte und noch einmal zu einem gewaltigen Sprung ansetzte. Er wußte auch, daß er Shao richtig zu fassen bekommen mußte; er durfte ihr auf einen Fall den letzten, noch entscheidenden Stoß geben. Und plötzlich waren seine Hände zu Greif armen geworden.

Die hinter ihm liegenden Sekunden hatte er bereits aus seinem Gedächtnis gestrichen, es ging um Shao, deren Hüften er umfaßt hielt. In diesem Augenblick kippte sie nach vorn.

Sie wäre zehn Stockwerke in die Tiefe gefallen, hätte sich Suko nicht mit aller Macht zurückgeworfen, wobei er das Gleichgewicht verlor, auf dem Rücken landete und Shaos Körper ebenfalls rücklings auf sich spürte, aber hart festhaltend, als wollte er sie nie wieder loslassen. Er pustete ihre Haare aus seinem Gesicht und drehte den Kopf so, daß er nach vorn schauen konnte.

Das Fenster geriet in sein Blickfeld. Der Wind spielte noch immer mit den Gardinen. Er wehte sie in den Raum hinein, als wären es flattrige Geister aus einer anderen Dimension, aber das war ihm alles egal. Auch die Kälte, die über ihn hinweghuschte. Er hatte Shao retten können, er spürte ihren Druck und ihre Steifheit. Ein Zeichen, daß sie noch unter Schock stand.

Nur sehr langsam löste er den Griff, immer noch bereit, sofort wieder nachzufassen, was nicht nötig war, denn Shao blieb auch ohne den Haltegriff liegen.

Er rollte sie behutsam von sich weg. Sie blieb jetzt auf dem Bauch liegen, die Beine leicht angezogen, so daß sich Suko erhob und auf das offene Fenster zuging.

Er war kein Mensch, der seine Emotionen großartig nach außen dringen ließ, in diesem Fall aber spürte er irgendwie einen Haß auf

das verdammte Fenster. Er packte den Metallgriff so hart, als wollte er ihn zerdrücken, dann rammte er das Fenster wieder zu und drehte brutal den Griff herum, so daß es richtig geschlossen war.

Suko schritt zur Seite. Er ging dabei nicht normal, sondern taumelte, als hätte er mehrere Schläge bekommen, aber er fühlte sich einfach zu benommen und mußte erst einmal damit zurechtkommen, was in den letzten Sekunden passiert war.

Shao hatte sich zur Seite gedreht. Sie zitterte jetzt. Auch ihre Lippen und die Zähne bebten. Sie brauchte die Sitzfläche eines Rattansessels, um sich in die Höhe ziehen zu können. Dann endlich stand sie auf ihren eigenen Beinen, drehte sich um, sah, daß Sukos Zustand kaum anders war als der ihre, und ließ sich rücklings in den Sessel fallen, der unter dem plötzlichen Gewicht ächzte.

Auch Suko sagte nichts. Er stand vor ihr, lehnte dabei mit dem Hinterteil am Eßtisch, und schaute sie an, als wäre sie neu geboren, dabei hatte er Mühe, die Fassung zurückzufinden.

»Das war knapp«, sagte er keuchend. »Was war knapp?«

»Du weißt es nicht?«

Shao fror. Sie hob die Schultern und strich mit den Armen darüber hinweg. »Nein, ich bin mir nicht sicher.« Sie blickte zum Fenster. »Es ist hier so kalt in der Wohnung. War das Fenster denn offen?«

»Das war es…«

Die Chinesin stutzte. »Hör mal, du sagst es mit einem so seltsamen Unterton in der Stimme. Warum?«

»Nun ja - du hast es schließlich geöffnet.«

»Ich?« Shao wollte lachen, aber irgendwie klappte das nicht. »Warum sollte ich es geöffnet haben?«

Das war der Zeitpunkt, an dem auch Suko nicht mehr an sich halten konnte. Plötzlich sprudelte es aus ihm heraus. »Weil ich es so gewollt habe, Shao. Ja, ich wollte, daß du das Fenster öffnest. Ich wollte es so haben.« Er zeigte dorthin, und sein Arm zuckte dabei vor und zurück. »Ich wollte, daß du auf die Fensterbank steigst und die zehn Stockwerke in die Tiefe springst.«

»Suko!« rief die Chinesin und klammert sich an den Stuhllehnen fest. »Das ist doch…«

»Ich weiß, was das ist, Shao. Ich weiß alles, verdammt noch mal! Ich bin darüber informiert, ich bin okay, wenn du das meinst, aber ich wollte, daß du aus dem verdammten Fenster springst.« Nach den letzten Worten schüttelte er wieder den Kopf und ballte dabei die Hände zu Fäusten, mit denen er nach unsichtbaren Feinden schlug. »Nein, nein, ich wollte es nicht wirklich, Shao. Es war etwas anderes. Es war die verdammte Voodoo-Hexe, dieser verfluchte Trank. Er hat mich dazu gezwungen.«

Suko hielt es nicht mehr auf seinem Platz. Er lief auf Shao zu und fiel

vor ihr auf die Knie, um ihren Körper umschlingen zu können, wobei er sein Gesicht an ihrer linken Schulter eingrub.

Shao streichelte automatisch, aber wie abwesend sein Haar. Sie sagte Worte, die sie selbst kaum verstand. Sie fühlte mit ihrem Partner, der sie einfach nicht loslassen wollte.

»Aber es ist nicht geschehen«, sagte sie schließlich.

»Ja, das stimmt!« flüsterte der Inspektor. »Nur hätte es leicht geschehen können.«

»Und was hat mich daran gehindert, aus dem Fenster zu springen. Wie weit bin ich denn schon gewesen?«

»Gütiger Himmel, du hast auf der verdammten Fensterbank gestanden!« brachte Suko mühsam hervor.

Shao erschrak zutiefst. »Das stimmt?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Ich habe es doch so gewollt. Ich war ein Opfer meiner schrecklichen Phantasie. Ich wollte, daß du in die Tiefe springst.« Suko drückte sich wieder zurück, damit er Shao sehen konnte. »Ich habe es eine Weile lang so gewollt, dann aber berührte ich den Stab, und plötzlich änderte sich einiges in meinem Kopf.«

»Was denn?«

»Das Bild zerbrach, Shao. Das Phantasiegebilde wurde zerstört. Es gab da einen Ruck.«

Sie nickte und fragte dann: »Hast du dir schon Gedanken gemacht, warum es diesen Ruck gab und es zu den Sinneswandel gekommen ist?«

»Das versuche ich.«

»Du hast keine Lösung?«

»Noch nicht.«

Sie lachte leise, und dieses Lachen tat Suko gut, weil es einfach so normal klang. »Aber ich weiß es!« flüsterte sie. »Ich weiß es ganz genau.«

»Dann sag es bitte.«

»Wem hat der Stab gehört?«

»Buddha…«

»Eben, Suko.« Sie nickte ernst. Dabei schaute sie in die groß gewordenen Augen ihres Partners, der flüsterte: »Himmel, jetzt begreife ich langsam. Du gehst davon aus, daß er uns - nein, daß sein Geist uns diesen Schutz gewährt hat. Durch meinen Kontakt mit dem Stab habe ich etwas in Bewegung gesetzt, das sonst in irgendwelchen Tiefen verborgen liegt und so leicht nicht an die Oberfläche gelangt.«

»Genau das ist es gewesen, Suko.«

Er drückte sich aus seiner knienden Haltung hoch, durchwanderte einige Male den Raum, verfolgt von Shaos Blicken, die einen sehr

nachdenklichen Suko sah. »Wenn das alles wahr ist«, flüsterte er, »wenn das alles stimmt, dann - dann, Shao, sind wir doch nicht so chancenlos gegenüber dieser verdammten Voodoo-Frau.«

»Das mußt du wissen. Du weißt auch, daß eine gewisse Zeit verstreichen muß, bevor du deinen Stab wieder einsetzen kannst.«

»Ja, das stimmt. Trotzdem sollten wir es nicht für uns behalten. Ich möchte John Bescheid geben.«

»Willst du ihn anrufen?«

»Nein, wo denkst du hin, wir gehen rüber.«

»Sehr gute Idee…«

***

Sie war da, und sie war nicht da!

Glenda war ein Bild meiner Phantasie, aber jemand anderer hatte dafür gesorgt, daß ich erkennen konnte, was Glenda in diesem Augenblick tat. Da waren die Realität und die Phantasie überlappt.

Die andere Kraft hatte mir diesen »Wunsch« erfüllt, doch dabei würde es nicht bleiben, denn meine Vorstellungskraft war in eine bestimmte Richtung hin manipuliert worden.

Sie lag noch im Bett. Sie schlief. Ich sah deutlich ihr Gesicht, das entspannte Züge zeigte. Ich wollte mich von ihr wegziehen, einfach aus der neuen Szenerie ausklinken, was mir nicht möglich war, denn durch den Trank hatte man mich manipuliert. Er hatte die Saat gelegt; ich war zu seinem Opfer geworden.

Ich hörte mich selbst atmen.

Von Glenda vernahm ich nichts. Sie lebte, sie schlief normal, doch all dies lief in einer nahezu gespenstischen Stille ab. Ich hörte sie nicht atmen. Ich bekam zwar mit, daß sie sich bewegte, nur hörte ich nicht, wie das Kissen mit bestimmten Geräuschen zusammengedrückt wurde, als Glenda ihren Kopf drehte und sich schließlich auf den Rücken legte, wobei sie die Augen nicht öffnete.

Sie schlief weiter?

Tatsächlich?

Im Zimmer war es dunkel. Trotzdem konnte ich sie gut erkennen. In dieser Phantasiewelt hatte die Dunkelheit keinen Platz, sie war für mich zur Seite geschoben worden und lag nur mehr wie graues Gespinst im Schlafzimmer.

Glendas Körper war durch das Oberbett verdeckt. Ich kannte ihr Schlafzimmer, das auch einem Wohnraum glich. Es war längst nicht so steril wie das meine. Sie konnte sich darin aufhalten, fernsehen, sich auf einen Sessel oder einen Stuhl setzen, um zu lesen. Auf dem Regal standen zahlreiche Bücher. Bunte Vorhänge verdeckten die Fenster, Bilder hingen an den Wänden, ein kleiner Glastisch war weihnachtlich dekoriert, und die Lampe unter der Decke gab ein warmes Licht an.

Glenda zog die Beine an.
Das tat man zwar auch während des Schlafs, aber in diesem Fall glaubte ich, daß sie vor dem Erwachen stand. Ich wollte nicht, daß sie erwachte, denn so etwas konnte in meiner Lage schlimm enden.
Nur war ich nicht in der Lage, das Bild meiner Phantasie auszuschalten. Es ging einfach nicht, es blieb. Ich mußte weiterhin zuschauen und war nicht in der Lage, mich zu bewegen.
In mir stieg nur eine gewisse Wärme hoch, so daß ich allmählich ins Schwitzen geriet.
Für mein Leben gern wäre ich aufgestanden und zum Telefon gegangen. Ich hätte Glenda angerufen, sie gewarnt, aber ich war ein Gefangener der Leonora Vendre, einer Voodoo-Frau, der Beherrscherin der Drachenmagie.
Und ich hatte das Blut getrunken. Seine Kraft wühlte in meinem Körper. Ich kam damit nicht zurecht, ich war wie vor den Kopf geschlagen. In meinem Hirn spürte ich die leichten Stiche, als wäre die Vendre dabei, mich zu foltern.
Leicht beginnend, dann immer stärker werdend, um schließlich in ein mörderisches Finale zu münden.
Glenda schlief nicht mehr.
Zwar lag sie noch immer auf dem Rücken, aber sie sah längst nicht mehr so entspannt aus. Sie war einfach herausgerissen worden, und sie drehte sich jetzt zur Seite, wobei sie die Augen öffnete.
Verwirrt blickte sie in die Dunkelheit des Zimmers, die für mich, den Sehenden, nicht so vorhanden war.
Daß sie erwacht war, wollte sie in diesen ersten Augenblicken nicht begreifen, denn es herrschte noch tiefe Nacht, und Glenda hatte normalerweise einen guten und tiefen Schlaf. Zumindest hatte sie mir das immer gesagt.
Nun war sie wach.
Sie blieb auch wach, und sie wurde auch wacher, denn sie befand sich nicht in dem Zustand, wo die Phase nur für einen winzigen Moment anhielt, um dann wieder in einen tiefen Schlaf zurückzufallen.
Glenda setzte sich auf.
Es war eine weitere Station auf dieser ungewöhnlichen Reise, und ich mußte zuschauen, ohne etwas erreichen oder verändern zu können. Nicht nur das. Durch meine innerliche Veränderung war es erst möglich geworden, daß dies überhaupt passierten konnte, und ich war nicht in der Lage, sie zu warnen. Glenda tat genau das, was ihr meine Phantasie oder mein Wachtraum befahl.
Für eine gewisse Weile blieb sie sitzen. Sie rieb ihre Augen, sie gähnte. Danach schüttelte sie den Kopf, weil sie mit sich selbst und ihrem Zustand nicht zurechtkam. Aber sie wollte auch nicht in der

Dunkelheit bleiben, denn ich sah, daß sie eine Gänsehaut bekommen hatte, möglicherweise aus Furcht vor der Finsternis im Raum, ich wußte es nicht, jedenfalls schaltete sie das Licht ein.

Für sie wurde es hell, für mich weniger. Allerdings sah ich sie jetzt deutlicher, und als sie das dünne Oberbett zur Seite schwang, da konnte ich erkennen, daß Glenda nur ein sehr dünnes und kurzes Nachthemd trug. Ein sehr schmaler Slip zeichnete sich darunter ab, und ihre Brüste schaukelten leicht, als sie sich zur Seite bewegte.

Auf der Bettkante blieb sie sitzen, zerwühlte das dunkle Haar. Obwohl sie verschlafen aussah, wirkte sie noch immer attraktiv, aber ihre Gedanken bewegten sich in eine ganz andere Richtung. Sie hatte die Stirn gekraust, die Augenbrauen zusammengezogen. Mit der Zunge zeichnete sie ihre trockenen Lippen nach, dann stemmte sie ihre Hände zu beiden Seiten des Körpers auf die Matratze.

Ich bekam alles mit, als wäre Glenda dabei, nur für mich zu schauspielern. Es war ihr überhaupt nicht bewußt, daß eine Kraft sie zu einem Spielball meiner Phantasie gemacht hatte, für sie war alles natürlich.

Es war mir nicht mal möglich, ihren Namen zu rufen oder ihn wenigstens zu flüstern. Ich steckte voll und ganz unter dem Einfluß der anderen Macht und mußte zuschauen, wobei meine Phantasie einen anderen Weg gegangen war, aber von einer anderen Person geleitet, die im Hintergrund lauerte.

Mittlerweile war Glenda aufgestanden und hatte sich zur Tür begeben, die nicht geschlossen war.

Ich kannte ihre Wohnung. Ich wußte, daß sie in den kleinen Flur gehen würde, aber was dann geschah, darüber konnte ich bisher nur spekulieren.

Sie zog die Tür etwas weiter auf. Dann tappte sie - noch immer barfuß - in den Flur hinein, blieb dort etwas verwirrt stehen, um sich umzuschauen und sich dann selbst im Spiegel zu betrachten, als wollte sie herausfinden, was sie geweckt hatte.

Das schaffte sie nicht, und sie drehte sich einer anderen Tür entgegen. Es war die Küchentür. Viele Menschen stehen in der Nacht auf, weil sie eine trockene Kehle haben und sich dann etwas zu trinken holen. So würde es auch bei Glenda Perkins sein, obwohl ich da schon meine berechtigten Zweifel hatte.

Darüber dachte ich nicht weiter nach, denn meine Sekretärin war mir im Moment wichtiger.

Ich kannte ja ihre Wohnung. Ich kannte auch ihr Schlafzimmer, in dem wir schon manch heiße Nacht verbracht hatten. Glenda war auch des öfteren in ihrer Wohnung attackiert worden, aber so wie in dieser Nacht war es noch nie passiert.

Hier lief alles anders, denn ich hatte durch meine Phantasie Glenda

in diese Lage gebracht. Sie war nicht von selbst erwacht, aufgestanden und in die Küche gegangen. Ich hatte dafür gesorgt, und es sah auch so aus, als wäre sie dabei, sich nicht normal, sondern wie in Trance zu bewegen.

Sie schaltete in der kleinen Küche das Licht ein, das sich auf der blendenden Oberfläche des Ofens widerspiegelte. Für einen Moment blieb Glenda unschlüssig in der Küche stehen, wie jemand, der nicht wußte, was er dort eigentlich sollte.

Etwas störte mich.

Es war die Stimme der Voodoo-Frau, die meine Gedanken und Phantasien unterbrach.

»Du magst sie, nicht?«

Ich konnte nicht antworten.

Leonora aber sprach weiter. »Ich weiß, daß du sie magst. Ich weiß es ganz genau. Sie bedeutet dir viel. Ich weiß fast alles über dich. Ich habe mich vorbereitet, weil ich genau wußte, daß eines Tages der Punkt kommen muß, an dem wir aufeinandertreffen. Jetzt ist es soweit, und du bist nur mehr ein Spielzeug in meinen Händen. Ich kann dich leiten, ich werde dich leiten, ich werde meine Macht über deine Phantasie auskosten und sie dann zur blutigen Wahrheit werden lassen. Alles, was du dir vorstellst, soll und wird in Erfüllung gehen, das kannst du mir glauben, und du müßtest mir eigentlich dankbar sein.«

Die Stimme störte mich. Ich wollte sie nicht. Ich haßte sie, aber die verfluchte Frau ließ sich nicht abschütteln. Sie versuchte, mich zu manipulieren; sie wollte mich auslachen und fertigmachen.

Dann aber war sie weg.

Meine Phantasie baute wieder das Bild auf, das für einen Moment verschwunden war.

Ich sah die Küche, ich sah auch Glenda, und ich sah, wie sie mit gerunzelter Stirn in der Mitte stand, wo sich eine freie Fläche befand. Sie machte den Eindruck einer Frau, die zwar gewußt hatte, was sie unternehmen sollte, dies aber in der letzten Zeit und jetzt versuchte, sich die Dinge wieder in Gedächtnis zurückzuholen.

Schaffte sie es? Schaffte ich es? Sie handelte ja so, wie ich es für richtig hielt - oder vielmehr meine Phantasie. Sie würde eben alles tun, was meine Botschaft anbetraf, bis hin zum Äußersten oder Schrecklichsten.

Glenda hatte sich entschlossen. Sie nickte in eine bestimmte Richtung. Den Kopf hatte sie dabei dem Fenster zugewandt, vor dem ein Rollo hing.

Ein kleiner, roter Weihnachtsstern wuchs in einem Blumentopf, der auf der Fensterbank seinen Platz gefunden hatte, um einen weihnachtlichen Gruß in die Küche zu schicken.

Sie bewegte sich auf das Fenster zu, öffnete es jedoch nicht, sondern blieb links neben der Spüle stehen, wo sich auch die Schubladen befanden, in denen die zahlreichen Bestecke aufbewahrt wurden.

Löffel, Gabeln - und Messer!

Gerade das letzte Wort peitschte etwas in mir hoch, mit dem ich nicht zurechtkam. Da war etwas, ja, aber mein Gehirn weigerte sich einfach einen Schritt weiter zu denken. Ich wurde von einer anderen Kraft abgeblockt, denn es sollte keine Gegenreaktion aufgebaut werden.

Nichts durfte dieses Gebilde meiner Phantasie stören. Es war alles eingeplant. Die verdammte Voodoo-Hexe hatte lange daran gearbeitet, und ich war ebenso eine Marionette in ihren Händen wie auch Glenda Perkins, die sich noch in der Küche aufhielt und sich jetzt zu einem Entschluß durchgerungen hatte.

Sie zog eine Schublade auf.

Es war die mit den Bestecken.

Also auch die mit den Messern…

Glenda Perkins hob den rechten Arm und bewegte ihre Hand auf die Lade zu. Die Finger hielt sie ausgestreckt. An den Nägeln klebten noch Reste von Nagellack, den sie nicht entfernt bekommen hatte. Sie sahen aus wie Blutspritzer.

Glenda legte die Hand auf die Lade, zögerte noch einen Augenblick und drehte mir den Rücken zu, so konnte ich nicht erkennen, welche Gefühle sich in ihrem Gesicht abzeichneten.

Sie hatte mit der rechten Hand zugegriffen und bewegte deshalb auch mehr den rechten Teil ihres Körpers. Zu hören war für mich nichts. Kein Klimpern des Bestecke, aber sie brauchte nicht lange zu suchen. Sehr schnell hatte sie einen bestimmten Gegenstand gefunden, den ich noch nicht sah, weil mir Glenda nach wie vor den Rücken zuwandte. Durch den dünnen Stoff des Nachthemds sah ich ihre Haut, den Schwung ihrer Hüften, aber auch die kleinen Pölsterchen, die ich so an ihr mochte.

Dann aber bewegte sie sich.

Zuerst nur mit einem leichten Rucken. Schließlich schneller, und sie drehte sich um.

Ich starrte sie an.

Nein, jetzt interessierte mich nicht mehr ihr Körper oder ihr Gesicht, sondern einzig und allein das, was sie hart mit den Fingern der rechten. Hand umklammert hielt.

Es war der Griff eines scharfen Brotmessers!

***

O Gott, der Horror ging weiter!

Das stimmte nicht ganz, denn in diesem Augenblick des Erkennens

fing er zunächst an. Und ich trug dabei die Schuld. Ich war derjenige, der das alles in Bewegung gebracht hatte, ohne es allerdings freiwillig getan zu haben. Man hatte mich manipuliert, ebenso wie meinen Freund Suko, und ich war während dieser starken Phase der Manipulation bewegungslos gemacht worden.

Noch immer lag ich im Bett und schickte meine Phantasien, die ich selbst nicht wollte, auf die Reise. Sie wurden lebendig, sie waren auf einmal so grausam. Ich mußte mich überwinden, um zuzugeben, daß diese Phantasien einzig und allein aus meiner Welt stammten. Ich war ein Mensch, der anderen den Tod wünschte. Ich akzeptierte sie auch nicht als meine eigenen, sondern als manipulierte.

Davon hatte Glenda nichts.

Noch stand sie in der Küche. Ich schaute sie direkt an, ich sah alles von ihr, aber nicht ihr Gesicht, denn sie hielt den Kopf gesenkt, und ihr wuscheliges Haar fiel dabei in die Stirn und auch vor ihre Augen. So wie sie da stand, schien sie noch über ihr Tun nachdenken zu wollen.

Dann hatte sie sich entschlossen. Sie gab es durch den leichten Ruck bekannt, der ihren Körper durchzuckte, und gleichzeitig hob sie auch den Kopf an.

Jetzt schaute ich in ihr Gesicht!

Ein harter Ausdruck hatte sich darin eingegraben. Aus den Zügen war die frauliche Weiche verschwunden. Sie sah jetzt aus wie jemand, der sich entschlossen hatte, einen bestimmten Weg zu gehen. Bei ihr war es der Weg der Gewalt, wobei sie als Brücke das verdammte Brotmesser benutzen würde. Noch bewegte sie die Klinge nicht. Sie schaute sie an, als wollte sie den Stahl als Spiegel benutzen, um ihr Gesicht zu sehen. Glendas Lippen zuckten, sie schaute jetzt starr geradeaus, und ich sah sogar das Zittern der Nasenflügel.

Was sollte ich tun? Was konnte ich tun?

Gar nichts, es war nichts möglich. Ich war ein Gefangener meiner eigenen Phantasien, deren Fesseln so stark waren, daß ich sie aus eigener Kraft nicht lösen konnte. Sie hielten mich wie einen Gefangenen, sie drückten gegen den Körper, gegen die Seele. Sie hatten mein Bewußtsein eingefangen und das Gute aus meinem Körper entfernt.

Ich dachte nur mehr negativ.

Deutlich zu erkennen, wenn ich Glenda in der Küche stehen sah. Meine Phantasie wollte ihren Tod.

Sie wollte ihre Vernichtung. Sie wollte das Blut sehen, wenn sie sich das Messer in den Hals oder in die Brust stieß.

Ich fragte mich, was sie wohl dachte. Was sie vorhatte, das tat man nicht so einfach. Andere Selbstmörder brauchten Wochen und Monate dazu, um sich zu diesem letzten und endgültigen Entschluß

durchzuringen.
Und Glenda.
Sie blickte noch immer die Klinge an. Sie ließ sich Zeit. Sie wartete wohl darauf, daß ihr jemand ein Zeichen gab, um die Brücke endgültig zu überschreiten.
Ich war in Schweiß gebadet und kam mir vor wie jemand, den man aus dem Leben hervorgezogen hatte. Ich existierte zwar weiter, allerdings auf einer anderen Ebene und nicht von mir selbst gesteuert. Der Trank wühlte in mir. Dieses verdammte Drachenblut hatte mich auf eine so schlimme Art und Weise manipuliert.
Andere Menschen waren daran gestorben. Ihre Haut hatte sich von den Knochen gelöst, und es waren nur dunkle Skelette zurückgeblieben. Nicht so bei mir. Ich war stark genug, um erstens dem Trank widerstehen und zweitens, um meine Kräfte auch ausschöpfen zu können. Bei mir war er voll angeschlagen.
»Siehst du sie, Sinclair? Siehst du sie noch immer?« rief Leonora.
Ich mußte schweigen.
Die Voodoo-Hexe freute sich. Sie hatte ihren Spaß, ihren großen Triumph, denn ihr Plan war aufgegangen, nicht meiner. »Du wirst zuschauen, wie sich deine Freundin selbst vernichtet. Sie wird sich umbringen, aber so einfach ist das nicht, denn mit einem Stich ins Herz ist es nicht getan. Sie braucht vielleicht fünf oder noch mehr, und sie wird jeden einzelnen regelrecht erleben, weil sie nicht anders kann und du es auch nicht anders willst. So habe ich es vorgesehen, und so wird es auch laufen.«
Ich schwieg. Ich lag in meinem verdammten Bett und unternahm einen letzten Anlauf, um die Barriere zu durchbrechen. Was ich da sah und was sich nur wenige Meilen entfernt in der Wirklichkeit abspielte, das hatte ich alles nicht gewollt. Es geschah wirklich gegen meinen Willen, aber es ließ sich nicht mehr aufhalten. Leonora hatte die Zeichen gesetzt, und Leonora verfügte über eine irrsinnige Macht in dieser neuen Welt oder Dimension, in die sich die Person zurückgezogen hatte.
Glenda runzelte die Stirn. Sie traute sich noch nicht, das Messer einzusetzen. Auch zeigte die Klinge nicht auf sie, sondern ins Leere. Und noch hielt sie den Griff nur mit einer Hand fest. Um sich den Stahl allerdings in den Körper stoßen zu können, würde sie unendlich viel Kraft und Willen aufbringen müssen.
Jetzt winkelte sie den linken Arm an, weil meine Phantasie es ihr so befahl.
Sehr deutlich spürte ich es, und meine Phantasie leitete sie auch weiter. Ihr Arm streckte sich, ihre Hand legte sich um den Griff.
Auch das schaffte sie dank mir.
Noch wies die Klinge in die andere Richtung, aber Glenda drehte es,

weil meine Phantasie es so wollte. Ich - nein, nicht ich, sondern meine Phantasie würde letztendlich als ihr Mörder dastehen.

Das zu begreifen und damit zurechtzukommen, berührte die Grenzen des menschlichen Begreifens.

Was sollte ich tun? Was konnte ich tun, um sie doch noch von ihrem schrecklichen Tun abzuhalten?

Ich wußte es nicht. Ich lag in meinem Bett. Ich schaute in ein Gebilde hinein, das mir wie ein magisches Hollogramm vorkam, das die Voodoo-Frau aufgebaut hatte.

Ich hatte auch keine Handhabe und keine Waffen, um sie abzuhalten. Es war alles so schrecklich.

Selbst an das Kreuz kam ich nicht heran. Es lag auf meiner Brust und hatte allmählich meine Körpertemperatur angenommen, mehr auch nicht. Ich hätte es mir diesmal als Allheilmittel gewünscht, aber das funktionierte nicht. Das Kreuz blieb ruhig, und ich befand mich nicht in der Lage, es zu aktivieren.

Glenda stand direkt vor der Tat.

Als würde sie mich sehen, so hob sie noch einmal den Kopf und schaute mir geradewegs ins Gesicht. Auch da reagierte sie aufgrund meiner Vorstellungskraft.

Ihr Gesicht…

Die dunklen Augen, das Lächeln, ihre Stimme, ihre Blicke, die so herzlich weich sein konnten, aber oft genug das Gegenteil ausdrückten, wenn sie sich über mich geärgert hatte. All das würde ich bald nicht mehr sehen, dann war sie leichenstarr und tot.

Tot für immer.

Begraben!

In der alten Friedhofserde liegend.

Ich konnte nicht mal weinen, weil die echten Gefühle ebenfalls von meiner schrecklichen Phantasie begraben worden waren. Sie würde sterben, und niemand konnte sie noch retten.

Da war wieder die Stimme. »Deine Phantasie wird sie umbringen, Sinclair. Das erste Opfer! Weitere werden folgen. Durch dich und auch durch deinen Freund…«

An Suko hatte ich nicht mehr gedacht. Auch jetzt war er relativ gleichgültig.

Es gab nur das von meiner Phantasie geschaffene Grauen.

»Jetzt wird sie sich töten, Sinclair…«

Und genau da riß mich ein brutaler Klang aus meiner Lethargie. Im selben Augenblick brach das Phantasiebild mit Glenda Perkins zusammen. Ich war wieder allein…

***

Alles war verschwunden. Alles war weg. Ein Traum, den ich hinter

mich gebracht hatte. So zumindest sah es im ersten Augenblick aus, aber ich wußte, daß es kein Traum gewesen war. Etwas in meinem Hinterkopf »sprach« davon.

Wieder meldete sich die Klingel mit ihrem altmodischen Schrillen. Wenig später betraten die beiden Besucher die Wohnung. Ich vernahm ihre Stimmen.

»John?« Eine Frau rief meinen Namen. Es dauerte Sekunden, bis ich Shaos Stimme erkannt hatte.

In den Räumen wurde das Licht eingeschaltet, und ich lag noch immer im Bett.

Dann erschien Shao auf der Türschwelle zum Schlafzimmer. Sie sah mich im Bett liegen, auch Suko betrat den Raum, beide schauten mich an, und sie sahen sofort, daß mit mir etwas nicht stimmte.

»Was ist passiert, John?«

Ich hatte Mühe, die Antwort zu geben. Meine Kehle war dicht. Den Kloß schaffte ich durch ein Räuspern weg. Auch danach konnte ich nur flüstern. »Ruft Glenda an.«

»Bitte!«

»Glenda, los, ruft sie an!«

Suko runzelte die Stirn. Er blickte gegen seine Partnerin. »0 nein« keuchte er, weil er plötzlich begriffen hatte. Dann eilte er aus dem Zimmer und war wenig später wieder da. Das tragbare Telefon hielt er in der rechten Hand. Mit der linken tippte er die Zahlenreihe ein, schaute mich an, und wir drei hörten überlaut das Freizeichen.

»Gib es mir«, flüsterte ich ihm zu.

»Was ist denn geschehen, John?«

»Gib her - bitte!«

»Ist gut.«

Ich hielt das Gerät fest und wartete darauf, daß Glenda abhob. Ja, verdammt, ich wollte es nicht wahrhaben, ich wartete noch immer, aber ich hörte das Freizeichen, und mit jeder Sekunde, die verging, sank meine Hoffnung.

Bis jemand abhob.

Ich war wie elektrisiert. Eine Stimme vernahm ich nicht. Dafür aber ein anderes Geräusch, das mich an ein Schluchzen oder Keuchen erinnerte.

»Glenda - du?«

Die Person keuchte weiter. »Bist du es, Glenda?«

»John…?«

Ja, sie war es. Verdammt noch mal, sie hatte abgehoben. Sie war tatsächlich an den Apparat gegangen, also lag sie nicht blutend, tot oder schwerverletzt auf dem Küchenboden. Sie hatte es geschafft.

Sie konnte sprechen, aber sie schien sich in einem Zustand zu befinden, wo ihr dies verdammt schwerfiel.

»Glenda - mein Gott...?«

Sie hatte mich gehört, aber mit der Antwort ließ sie sich Zeit. Einige Male schnaubte sie, dann erst konnte sie reden. »Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll, John. Ich bin nicht im Bett. Ich stehe hier in der Küche mit dem Handy. Vor kurzem noch hielt ich etwas anderes in der Hand. Weißt du was?«

Ja, ich wußte es, aber ich sagte es ihr nicht. Dafür mußte es Glenda loswerden. »Ich hielt ein starkes Brotmesser in der Hand. Aber nicht, um mir eine Schnitte Brot abzuschneiden.« Ihre Stimme überschlug sich beinahe. »Ich wollte mich mit diesem verdammten Messer umbringen. Begreifst du das? Ich wollte mich töten! Selbstmord begehen, und ich - ich weiß nicht warum.«

Ich hatte große Mühe, die Fassung zu bewahren und nicht durchzudrehen. Ich hätte ihr jetzt sagen können, was mir und deshalb auch ihr widerfahren war, das brachte ich einfach nicht fertig, und so schwieg ich.

Es war Glenda auch nicht recht. Sie wollte wissen, warum ich nichts sagte.

»Es ist auch für mich nicht einfach, das zu hören. Du wolltest dich umbringen«

»Ja, John.« Ihre Stimme wurde laut und sogar schrill. »Es ist alles so eingetroffen, wie ich es dir gleich berichte. Ich wurde wach, ging in die Küche, nahm das Brotmesser aus der Schublade, um mich zu töten. Mich, John, mich!« Sie schrie in das Telefon. »Verflucht noch mal, warum tue ich das?«

»Ich weiß es nicht, Glenda.«

»Aber da ist etwas passiert«, erwiderte sie schwer atmend. »Da muß einiges abgelaufen sein, mit dem ich nicht zurechtkomme. Ich finde - meine Güte, was soll ich da sagen? Ich habe Angst, eine irre Angst, daß es mich wieder erwischen kann. Ich fühle mich in meinen eigenen vier Wänden von etwas Unsichtbarem bedroht, und ich kann überhaupt nicht mehr nachvollziehen, was da alles abgelaufen ist. Ich bin einfach überfragt. Ich stehe neben mir. Als wäre ich jetzt eine andere Person.«

»Was du natürlich nicht bist, Glenda, da braucht du keine Angst zu haben.«

»Das sagst du so, John. Ich traue mich nicht mal, zur Seite zu blicken, weil ich dann das verdammte Brot- oder Mordmesser sehe. Ich habe es weggelegt, aber ich fürchte mich vor ihm. Jeden Augenblick kann ich es wieder nehmen und meinen Vorsatz in die Tat umsetzen. Meine Güte, ich weiß nicht mehr, was ich machen soll.«

»Aber ich.«

»Und?«

»Komm zu uns. Ruf ein Taxi. Laß alles liegen und stehen und komm!

Wir warten auf dich.«

Ich hatte mit einer Antwort gerechnet. Da sie nicht erfolgte, machte mich das Schweigen schon nach wenigen Sekunden nervös. Ich wollte wissen, warum Glenda nichts sagte.

Sie lachte ein wenig überrascht in mein Ohr. »Es ist alles so durcheinander bei mir, aber über einen Punkt muß ich wirklich nachdenken, John.«

»Okay, über welchen?«

»Ich frage mich, warum du gerade in diesem Moment angerufen hast. Mitten in der Nacht oder am frühen Morgen. Das machst du sonst nicht. Weiß du mehr über mich, John? Hast du es geahnt, daß ich plötzlich manipuliert worden bin?«

Diese Worte brachten mich natürlich in eine Zwickmühle. Auf keinen Fall durfte ich ihr davon erzählen, was uns widerfahren war, das würde sie nicht packen. Es war einfach zu viel für sie.

»Komm her, Glenda.«

»Du weißt etwas!«

»Ja!«

»Bitte…«

»Aber nicht am Telefon, Glenda!«

»Warum nicht?«

»Hör auf mich. Es sind Dinge in Bewegung geraten, die uns alle betreffen.«

»Das hättest du mir sagen müssen.«

»Nein, ich konnte es nicht. Es war mir einfach unmöglich, das mußt du akzeptieren.«

Sie atmete schwer und murmelte etwas, nur verstand ich die Worte nicht.

»Kommst du?«

»Ja, ich komme, John. Aber dann will ich die Wahrheit wissen.«

»Du wirst sie erfahren.«

»Bis gleich dann.« Ihre Stimme sackte regelrecht weg. Dann wurde die Verbindung getrennt. Ich hielt ein Telefon in der Hand, das auch hätte im Wasser gelegen haben können, so naß war es geworden. Allerdings nicht durch Wasser, mein Schweiß klebte auf der Kunststoffhaut.

Bevor ich mich umdrehte, legte ich den Apparat auf den Nachttisch. Suko und Shao traten zur Seite, damit ich Platz bekam, um aufzustehen. Auf dem Bettrand blieb ich sitzen. Mein Gesicht war hinter den Händen verborgen, denn ich mußte zunächst einmal selbst mit mir ins reine kommen, was mir aber kaum gelingen würde, das wußte ich, denn zu stark wühlten die Erinnerungen der Vergangenheit noch in mir. Es war mir unmöglich, mich von ihnen zu lösen, obwohl meine Phantasie in diesen Augenblicken nicht manipuliert wurde,

aber die Erinnerung war ebenfalls sehr mächtig und machte mir schwer zu schaffen.

Mit einem Ruck stand ich schließlich auf, schaute meine Freunde an und umarmte sie dann.

»Danke…«

»Wofür?« fragte Suko.

»Das erzähle ich dir später.«

»Ja, und wir haben dir auch etwas zu berichten.« Während dieser Worte hatte ich sie anschauen können und sah die Sorge in ihrem Gesicht.

»Ich kann es mir denken, Shao, schließlich haben Suko und ich gemeinsam gegen die Voodoo-Fürstin gekämpft.« Dann schaute ich an mir hinab. Der Schlafanzug sah zerknittert aus. »Ich werde mich etwas frisch machen und mich dann anziehen. In dieser Nacht wird wohl keiner von uns mehr schlafen können.«

»Richtig!« bestätigte Shao. »Auch wenn Glenda gleich hier erscheinen wird, einen Kaffee werde ich trotzdem kochen.«

***

Ich hatte unter der Dusche gestanden und versucht, einen klaren Kopf zu bekommen. Ein Wunschtraum, der nicht in Erfüllung gegangen war, denn immer wieder mußte ich über die Vorgänge grübeln und dachte auch daran, was ich eventuell falsch gemacht hatte.

Mir fiel nichts ein.

Das war keine Überheblichkeit, aber es gab keine Fehler, die ich mir hätte ankreiden können. Ich war davon überzeugt, daß ein anderer ebenso, zumindest ähnlich gehandelt hätte. Letztendlich war es nur ein profanes Klingeln an der Tür gewesen, das mich aus diesem schrecklich Zustand befreit und auch dafür gesorgt hatte, daß Glenda Perkins noch am Leben war.

Ein schlichtes Klingeln an der Tür.

Wieso? Warum? Dabei war ich tief in meine fürchterlichen und fremd bestimmten Phantasien eingesunken. War es denn möglich, daß dieses normale Geräusch die Kräfte der Hexe außer Kraft gesetzt hatten?

So mußte es sein, doch den tieferen Grund hatte ich nicht erfahren, und es hing auch nicht mit meinem Kreuz zusammen.

Im Schlafzimmer zog ich mich an und hatte soeben die weichen Slipper übergestreift, als es wieder schellte. Diesmal betrat Glenda Perkins die Wohnung.

Suko hatte geöffnet, weil Shao noch in der Küche beschäftigt war. Ich sah aus einer gewissen Entfernung, wie sich Glenda in Sukos Arme warf, und es war eine Umarmung der Erleichterung, wie bei einer

Person eben, die haarscharf dem Tod entwischt war.

Dann ging ich ihr entgegen. Suko hatte Glenda zur Seite geschoben, damit sie mich sehen konnte.

Wir waren über die Jahre so vertraut miteinander geworden, nun aber blickten wir uns an wie zwei Fremde. Und als hätten wir uns abgesprochen, schüttelten wir beide die Köpfe.

Ich blieb stehen und wollte sie umarmen.

Glenda behielt ihre Winterjacke aus braunem Rauhleder an, als sie ihre Hände in die meinen legte.

Dann blickte sie in mein Gesicht, und ich las die Qualen in ihren Augen. »Sag mir jetzt, daß ich hier bei euch bin. Sag es mir, denn ich kann es noch immer nicht fassen. Der Fahrer hat mich hergebracht, aber ich habe diese kurze Reise wie einen Traum erlebt. Aber jetzt bin ich hier, nicht? Was ich spüre, das sind deine Hände, nicht wahr?«

»Ja, das sind sie, Glenda. Du steckst in keinem Traum. Was du erlebst, geschieht real.«

»Ja, real. Wie das Messer.« Die Erinnerung daran warf sie in meine Arme. Ich fing sie auf, preßte sie fest an mich, hörte sie weinen, und, verdammt noch mal, auch mir war zum Heulen zumute. Den Tränendruck spürte ich schon hinter den Augen, aber ich konnte mich noch soeben zusammenreißen.

»Sag mir, John, das alles wieder gut werden wird. Sag es mir, bitte!«

»Es wird wieder okay.«

»Und ich werde nie mehr versuchen, mich selbst zu töten…«

»Das hoffe ich.«

Glenda gab sich vorerst mit dieser Antwort zufrieden, löste sich von mir und legte ihre Jacke ab. Ich hängte sie an den Haken. Glenda hakte sich bei mir ein, als wir in den Wohnraum gingen. Sie trug ein figurbetontes, graues Strickkleid. Selbst durch diese Maschen spürte ich die Gänsehaut auf ihrem Körper, und ich sah auch, wie sie sich in ihrem Gesicht abzeichnete.

Auch Shao wurde umarmt. Danach setzte sich Glenda an den Tisch. »Es sieht aus wie ein Familientreffen«, sagte sie leise. »Aber ich weiß auch, daß es keines ist.«

»Da hast du recht!« stimmte Suko zu. »In dieser Nacht hätte es beinahe zwei Tote gegeben.«

Glenda war überrascht. »Wer denn noch? Hat noch jemand versucht, sich umzubringen?«

»Ich«, sagte Shao.

Glenda drehte sich auf dem Stuhl. »Duuuu…? Das kann ich nicht glauben. Welchen Grund solltest du denn gehabt haben, dich umzubringen? Das ist nicht möglich.«

»Und welchen Grund hast du gehabt, Glenda?«

»Ja, eigentlich…«

»Keinen, nicht wahr?«
»So ist es«, gab sie nickend zu.
»Aber ich«, erklärte Suko. »Denn ich wollte, daß sich Shao umbringt. Daß sie das Fenster öffnete und nach draußen springt, was sie letztendlich fast getan hätte.«
»Nein!«
Suko berichtete ihr, was vorgefallen war. Da ich schon informiert war, hörte ich nur mit halbem Ohr zu, hielt aber Glendas Hand fest, darauf hoffend, daß ihr körperlicher Kontakt ihr so etwas wie Ruhe gab. Trotzdem spürte ich ihren Schweiß und das Zittern. Glenda konnte nicht fassen, was sich da abgespielt hatte, aber sie war auch nicht in der Lage, einen Kommentar abzugeben. Sie hörte nur zu und starrte auf die Tischplatte, als läge dort die Antwort parat.
»Meine Güte, das ist, das ist…« Glenda drehte den Kopf, weil sie mich anschauen wollte und eine Erklärung erwartete.
»Ja, so war es«, sagte ich. »Das kann ich wirklich behaupten, Glenda. Sogar schwören.«
Es war ihr anzusehen, daß sie nachdachte, aber sie kam mit den Schlußfolgerungen nicht so zurecht, oder wollte es auch nicht einsehen. Schließlich faßte sie ihre Gedanken doch in Worte, als sie murmelte: »Wenn Suko sich den Selbstmord seiner Partnerin herbeigewünscht hat und ich daran denke, was mir widerfahren ist, dann kann ich nur davon ausgehen, daß auch du - ich meine, daß du dafür…«
Ich nickte.
Sie stockte. »Wirklich?«
»Ja, Glenda. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen kann oder soll. Eine Entschuldigung wird nicht reichen, aber es war nicht Suko oder ich, die sich dies alles gewünscht haben, es war einzig und allein unsere Phantasie, die wir nicht unter Kontrolle hatten. Sie sorgte dafür, Glenda, nur sie allein. Und ich möchte sie auch nicht als meine normale Phantasie bezeichnen, denn so etwas hätte ich mir nie einfallen lassen können. Es waren Gedanken einer fremden Person, einer Voodoo-Hexe, die uns manipuliert hat.«
Jetzt wußte Glenda Bescheid. Sie war eine Frau, der ich das hatte sagen können, denn sie arbeitete schon einige Jahre mit uns zusammen, und sie war selbst oft genug in die verdammten Mahlwerke dämonischer Kräfte hineingelangt, aber sie kam jetzt mit gewissen Dingen nicht zurecht. Das war einfach zuviel für sie gewesen.
»Soll ich nach einer Logik fragen, John?«
»Das kannst du.«
Sie drückte meine Hand. »Aber es ist keine normale Logik, sondern eine magische.«

»Das trifft schon eher zu.«
Sie mußte mehrmals tief durchatmen, dann ließ sie meine Hand los und strich durch ihr Gesicht, bevor sie fragte: »Wie ist es überhaupt dazu gekommen? Wer kann es denn schaffen, euch beide so derartig zu manipulieren? Das will mir nicht in den Kopf. Wie mächtig muß man denn sein? Selbst der Teufel kann sich davon eine Scheibe abschneiden. Ich komme nicht zurecht, ehrlich nicht.«
»Wir haben etwas getrunken.«
Sie wollte spotten. »Sag nur nicht zuviel Whisky.« Sie schüttelte den Kopf. »Sorry, das war Quatsch, was ich da gesagt habe. Entschuldigt noch mal.«
»Schon vergessen. Man flößte uns einen Drachentrank ein.«
Diesmal spottete Glenda nicht. Ihre Mundpartie verkantete sich aber. »Einen Drachentrank?« fragte sie.
Ich hob die Schultern. »Wir nahmen ihn nicht freiwillig zu uns.« Ich berichtete in Stichworten, was uns widerfahren war. Glenda nickte mehrere Male, denn sie begriff, aber sie wußte nicht, woher der Drachentrank stammte und wie die Voodoo-Frau an ihn herangekommen war. Das war ihr ein Rätsel.
»Ich habe auch keine Ahnung«, gab ich zu. »Eher nur Vermutungen, wenn du mir das abnimmst.«
»Muß ich ja.«
»Suko und ich haben uns gedacht, daß dieser Trank aus der Urzeit stammt. Sie hat ihn übernommen. Ein dämonisches Relikt, als Drachen oder anderes Getier unsere Welt bevölkerte. Vielleicht hat sie ihn auch aus einer anderen Dimension herbeigeschafft. So genau kann das wohl keiner von uns sagen, das weiß nur sie selbst.«
»Ja, sie selbst«, sagte Glenda und nickte über den Tisch hinweg. »Es gibt diese Leonora also. Und keiner von euch weiß, wohin sie sich zurückgezogen hat.«
»Nein«, gab Suko zu. »Vielleicht befindet sie sich in der Nähe. Es kann auch sein, daß sie sich in ihrer Welt versteckt hält, zu der wir keinen Zutritt haben.«
»Wohin tendiert ihr denn?«
Ich hob die Schultern, und Suko schwieg.
»Aber eines steht fest«, erklärte Glenda, wobei sie sich keine Mühe gab, das Zittern in ihrer Stimme zu unterdrücken. »Sie ist euch überlegen, weil sie euch durch dieses verdammte Drachenblut manipuliert hat. Oder sehe ich das falsch?«
»Nein, siehst du nicht.«
Sie stemmte die Ellenbogen auf den Tisch und legte ihre Handflächen zusammen. »So weit, so schlecht. Was ihr getan habt, kann jeden Moment erneut geschehen - oder?«
Mit dieser Frage hatte sie genau den schwachen Punkt getroffen. Uns

blieb praktisch die Antwort im Halse stecken, so daß wir nur mit einem Nicken antworten konnten.

»Ihr sagt nichts?«

»Hast du das nicht schon getan, Glenda?« fragte Shao.

»Dann denkst du ebenso wie ich.«

»Ja.«

»Und du hast auch Angst?«

»Sicher.«

»Wo ist dann die Hoffnung?« flüsterte Glenda. »Wo ist der berühmte Schimmer am Horizont?« Sie wandte sich an Suko. »Ist es die Kraft deines Stabs gewesen?«

»Davon gehe ich aus. Im Endeffekt wird es Buddhas Macht gewesen sein.«

»Das kann ich akzeptieren, Suko. Aber«, jetzt war ich an der Reihe, »was ist es denn bei dir gewesen, John? Ich stand wirklich dicht davor, mich umzubringen. Ich erinnere mich mit Schaudern daran, wie ich das Messer immer näher an meinen Körper heranbrachte. Die verdammte Spitze hatte mich bereits berührt. Aber ich bin dann nicht mehr dazu gekommen, mir die Klinge in den Leib zu stoßen, denn plötzlich bin ich wie aus einem tiefen Traum erwacht. Schlagartig. Ich habe das Messer zu Boden fallen lassen. Ich habe in meiner Küche gestanden. Ich war entsetzt, ich war völlig von der Rolle, und ich weiß bis jetzt nicht mal, ob ich geschrieen oder einfach nur starr dagestanden habe. Das alles will mir nicht mehr in die Erinnerung zurückkehren. Es ist verschüttet worden. Nur an meinen wirklich gewollten Selbstmord kann ich mich erinnern. Es schien nichts anderes für mich zu geben.«

Ich strich über ihr Haar, über die rechte Wange, die gerötet war, als hätte ein Feuer sie erhitzt. »Da alles stimmt, was wir gesagt haben, und wenn wir noch einmal darüber nachdenken, was ich getan habe, dann kann man eigentlich nur zu einem Schluß kommen.«

»Was meinst du damit?« fragte Suko.

Ich deutete kurz mit dem ausgestreckten Finger auf ihn. »Daß sich dieses Voodoo-Weib in eine andere Dimension zurückgezogen hat. In die Welt der Phantasie, der Träumerei, was weiß ich. Aber so muß es gewesen sein.«

»Ich stimme dir zu.«

»Und was bringt uns das?« fragte Shao. »Nichts, es kann uns einfach nichts bringen.« Sie spielte mit ihrer leeren Tasse und schob sie über den Teller. »Ich will es euch sagen. Weil ihr nicht in diese Welt gelangen könnt. Ihr habt zwar vieles möglich gemacht, aber dieser Bereich ist euch verschlossen. So sehe ich es, und es ist sehr schwer, mich vom Gegenteil zu überzeugen.«

»Das wird auch nicht möglich sein«, sagte Suko.

»Dann habe ich recht.«
»Solange dir niemand das Gegenteil beweisen kann. - Ist auch egal«, fuhr er fort. »Wenn wir davon ausgehen, daß alles so stimmt, bleibt uns wirklich nichts anderes übrig, als hier herumzusitzen und zu warten, bis sich dieses Weib wieder meldet, wieder damit beginnt, unsere Phantasie zu manipulieren und dafür sorgt, daß wir uns möglicherweise noch schlimme Dinge vorstellen, die sich tatsächlich erfüllen werden. Wird das darauf hinauslaufen?«
Da die beiden Frauen nicht sprachen, gab ich die Antwort. »Das steht zu befürchten.«
»Anders ausgedrückt, John, wir können nichts tun. Uns sind die Hände gebunden.«
»Leider.«
»Und dein Kreuz auch nicht?« fragte Glenda.
Ich verzog die Lippen zu einem bitter aussehenden Lächeln. »Leider kann ich es in diesem Fall vergessen. Es ist ein Symbol des Guten, das wissen wir alle. Aber was vor urlanger Zeit geschehen ist, dessen Macht kann auch mein Kreuz nicht stoppen.«
»Dann sieht es mehr als düster aus - oder?«
»Wir befürchten es.«
»Und du könntest plötzlich«, sie rückte etwas von mir ab, »eine Waffe ziehen und auf mich schießen, ohne daß dein Verstand dir dazu rät, nur weil du das Bild in deiner Phantasie siehst.«
»Es liegt im Bereich des Möglichen,«
»Oder Suko könnte plötzlich nach seiner Beretta greifen und dir eine Kugel in den Kopf jagen.«
»Auch das will ich nicht abstreiten.«
Glenda wühlte ihr Haar auf. »Das ist ja - das ist ja… schrecklich. Dafür findet man kaum einen Ausdruck. Zumindest mir fällt kein anderer ein.«
»Uns auch nicht«, sagte ich.
»Aber etwas müssen wir doch tun. Wir können nicht hier am Tisch sitzenbleiben und alles dieser dieser verdammten Frau überlassen. Das meint ihr doch auch, nicht?«
»Ja.«
»Habt ihr euch Gedanken gemacht?«
»Schon«, gab ich zu. »Aber eine Lösung der Probleme haben wir nicht gefunden.«
»Gibt es denn keine?«
Ich hob die Schultern.
»Shao!« Glenda sprach die Chinesin direkt an. »Wie denkst du darüber? Du bist ja auch etwas Besonderes, was dein Schicksal angeht. Fällt dir nichts ein?«
»Leider nicht, aber ich kann nur sagen, daß wir einen Helfer

brauchen. Allein kommen wir ja nicht zurecht.«

»Das ist gut«, lobte Glenda sie. »Wir benötigen also einen Helfer. Jemanden, der stärker ist als wir. Der es auch schafft, die Grenzen zu überwinden und zu ihr vordringen kann.«

»Kein Widerspruch«, sagte ich.

»Gibt es den denn?«

Ich hob die Schultern. »Es kann sein, muß aber nicht. Ich denke, daß er existiert. Aber wenn ich darüber nachdenke, dann komme ich mir vor wie ein Astrophysiker, der davon überzeugt ist, daß es auf einem anderen Planeten erdähnliches Leben gibt, es aber nicht beweisen kann.«

»Den müssen wir finden.«

»Du bist toll, Glenda. Das meine ich ehrlich. Du machst dir Gedanken, aber wie…?«

»Wir müssen ihn schnell finden«, unterbrach sie mich.

»Ja, das stimmt. Nur kommen wir…«

»Es gibt ihn!« Wieder hatte sie mich unterbrochen.

»Woher weißt du das?«

Sie starrte auf den Tisch. »Ich weiß, daß es ihn gibt, diesen Helfer, der in diese Welt eindringen kann. Und ihr kennt ihn auch.« Sie hob jetzt den Kopf und schaute uns der Reihe nach an. »Ja, ihr kennt ihn.«

»Verdammt, wer ist es denn?« rief ich.

Glenda holte durch die Nase Luft. »Es ist kein geringerer als Barry F. Bracht, den man auch als Zebulon, den Schattenkämpfer, kennt…«

***

Sie hatte uns erwischt, sie hatte uns blamiert. Wir saßen auf unseren Stühlen wie die Puppen und waren nicht in der Lage, etwas zu sagen. Es hatte uns buchstäblich die Sprache verschlagen, und so geschah es beinahe zwangsläufig, daß sich Shao meldete. »Ja, das stimmt. Sie hat recht. Glenda, hat recht. Meine Güte, das kann die Lösung sein! Zebulon ist der einzige, der es schaffen könnte. Er kann während eines Traums seine zweite Gestalt entstehen lassen und in Welten eindringen, die uns verschlossen bleiben. Aber wem erzähle ich das? Ihr müßtet es besser wissen. Ihr habt mehr mit ihm zu tun gehabt.«

Suko rührte sich als zweiter. Über den Tisch hinweg sprach er mich an. »Was denkst du darüber, John? Ist das der Weg? Kann uns Zebulon aus dieser Klemme befreien?«

Ich hatte noch immer meine Schwierigkeiten, eine Antwort zu formulieren, dachte noch nach und versuchte, meine Worte in Sätze zu fassen. So richtig gelang es mir nicht, es wurde mehr eine Stotterei, und ich bemerkte, daß meine Hände vor Aufregung zitterten. »Ja, das ist - Himmel, das wäre etwas.«

»Das ist sogar was!« sagte Glenda. Sie stieß mich mit dem Ellbogen

an. »Weißt du, was du jetzt tun wirst, John?«
»Nein - ja…«
»Du nimmst dieses Telefon hier.« Sie holte den Apparat vom Tisch und drückte ihn mir in die Hand. »Du wählst jetzt Brachts Nummer. Es spielt dabei keine Rolle, wie spät oder wie früh es ist. Er muß versuchen, durch einen Traum zu diesem Voodoo-Weib zu gelangen. Eine andere Chance gibt es nicht.«
Suko war aufgestanden. Er kam mit dem Telefonheft zurück, schlug die richtige Seite auf und schaute mich dabei an. »Bist du bereit, John?«
Ich nickte. »Ja, du kannst damit anfangen.«
»Okay.«
Er sprach die einzelnen Zahlen langsam aus, damit ich sie auch mitbekam. Ich war sehr konzentriert, trotzdem zitterten meine Finger beim Wählen, aber ich tippte nicht daneben. Nachdem ich die letzte Zahl gedrückt hatte, sagte ich: »Dann können wir nur hoffen, daß Barry auch in seiner Wohnung ist…«

***

Barry F. Bracht wußte genau, wer er war. Auf der einen Seite arbeitete er als Lektor bei einem Verlag, das aber war wirklich nur ein Teil seines Lebens, der andere lag versteckt in einer nicht faßbaren Welt. In der Dunkelheit der Träumerei, der Phantasie, in fremden Welten, in die er eintauchen konnte, aber nur dann, wenn ihn der Schlaf überfallen hatte und es einen Grund gab.
Normalerweise schlief er wie jeder andere Mensch auch, aber es gab Nächte, da befreite sich sein zweites Ich von seinem Körper und machte sich als selbständiges Etwas auf die Reise.
Dann war er nicht mehr Barry F. Bracht, der Lektor, sondern Zebulon, der Schattenkrieger, eine Fantasy-Figur aus einer anderen Welt oder Zeit. Da war er in der Lage, große Entfernungen in Sekunden zu überbrücken; er tauchte in fremde Dimensionen und unbegreifliche Verstecke ein, um das Böse zu vernichten, das sich immer wieder bildete.
Zebulon war ein Phänomen. Nicht nur von seiner Gestalt her, auch von seinem Aussehen, denn der Schattenkrieger hatte mit dem Körper eines Barry F. Bracht überhaupt nichts zu tun. Das waren in der Tat zwei verschiedene Welten.
Als Bracht in dieser Nacht oder den frühen Morgenstunden durch den Anruf geweckt wurde, fand er sich zunächst nicht zurecht. Ihm ging es nicht gut, denn am Abend war eine kleine Weihnachtsfeier außerhalb des Verlags, aber mit Verlagsleuten gewesen, und die Kollegen hatten ganz ordentlich gebechert.
Es war spät geworden, und Barry hatte genug gehabt.

Das Telefon ließ ihm keine Ruhe. Die Geräusche drangen in sein Bewußtsein, als wäre jemand dabei, mit einer widerlichen Säge daran zu arbeiten. Um diesem Quälgeist zu entgehen, blieb ihm nichts anderes übrig, als abzuheben.

Barry F. Bracht lebte in einer kleinen Wohnung unter dem Dach. Mehr brauchte er nicht, und dementsprechend klein mußten auch seine Möbel sein, was ihn nicht störte. Hauptsache, er hatte all seine Bücher untergebracht.

Er schlief nicht in einem normalen Bett, sondern auf einer Couch, die unter dem schrägen Dachfenster stand. Wenn er mit offenen Augen dalag, konnte er den Himmel beobachten und das sich darauf abzeichnende Wolkenspiel. Oft genug sah er auch den Vollmond, zu dem er ein besonderes Verhältnis hatte, denn seine Strahlung bewirkte, daß sich sein Zweitkörper leichter löste.

Bracht stöhnte, als er sich nach links wälzte, um in die Nähe des Telefons zu gelangen. Er streckte den Arm aus. Etwas fiel um, blieb liegen, dann berührte er den Schalter einer altmodischen Lampe, und unter dem Pergamentschirm leuchtete eine Birne auf.

Barry fand den Hörer. Mühsam hob er ab. Das Geräusch verstummte. Bracht hustete, bevor er sich noch melden konnte, und er hörte die Männerstimme. »Barry F., bist du es?«

»Nein, meine Mutter.«

»Mach keine Witze.«

»Ich bin tot.«

»Dann spreche ich also mit einem Toten?«

»Kommt darauf an, wenn du mir sagst, wer du bist.«

»John Sinclair!«

Es gibt immer gewisse Tricks, mit denen man einen leicht Betrunkenen wach bekommen kann. Bei dem einen war es ein Wasserguß, beim anderen ein hartes Rütteln, bei Barry F. Bracht sorgte schon die Stimme des Anrufers dafür, ihn beinahe nüchtern werden zu lassen. Deshalb sagte er auch:

»Sag, daß ich mich verhört habe.«

»Hast du nicht.«

»Scheiße.«

»Ein hartes Wort für eine weiche Masse, Barry, aber…«

»Hör doch auf, Geisterjäger. Rede nicht so laut.« Bei jedem Wort verzog er sein Gesicht. »Weißt du eigentlich, wie es mir geht?«

»Das kann ich hören.«

»Eben, John, dann leg ganz schnell wieder auf und rufe in acht Stunden noch mal an.«

»Bis dahin kann es zu spät sein.«

»Wozu zu spät?« Er mußte wieder husten und stöhnte auch zugleich.

»Um weiterhin leben zu können, mein Lieber. Ja, so stehen die

Dinge.«
»Wer soll den sterben?«
»Du nicht.«
»Das beruhigt mich ungemein, John. Etwa du?«
»Ja, und nicht nur ich. Es geht auch um Suko, und die Zeit ist verdammt knapp.«
Es hatte ein gewisser Unterton in der Stimme des Anrufers gelegen, der einen Großteil der Brachtschen Lethargie zur Seite schaufelte. Zwar war er nicht topfit, aber er hörte plötzlich zu. »Dann schieß mal los, John!«
»Nicht jetzt, du mußt kommen. Schwing dich in ein Taxi oder nimm einen Hubschrauber, jedenfalls komm her. Wir erwarten dich dringend, Barry.«
»Ja - wenn das so ist«, murmelte er. »Ich kenne euch ja. Du bist kein Schwätzer.«
»Es ist wirklich dringend, Barry.«
»Ich komme.«
»Danke.«
Das Gespräch war beendet. Bracht wählte die Taxizentrale an und bestellte einen Wagen. Seine Kleidung lag in der Wohnung verstreut. Er zog sich an und murmelte vor sich hin: »Mir bleibt auch nichts erspart, verdammt!«

***

Barry F. Bracht war gekommen und war von uns stürmisch begrüßt worden, was ihn völlig verwirrt hatte, so daß er immer nur den Kopf schüttelte und wie ein zerstreuter Professor wirkte, mit seinem wilden, braunen Haar, dem ebenfalls braunen Oberlippenbart und der Kleidung, die er zwar übergezogen, aber irgendwie falsch zugeknöpft hatte, denn sein Hemd saß schief und die braune Weste darüber ebenfalls.
Den grauen Mantel hatte er ausgezogen und beim Aufhängen den Haken verfehlt. Deshalb lag das Kleidungsstück jetzt als dunkles Bündel unter der Garderobe am Boden.
Barry F. Bracht war auch von uns abgefüllt worden. Allerdings nicht mit dem, was er bei seiner Feier genossen hatte, sondern mit Kaffee. Vier Tassen hatte er getrunken und unserem Bericht gelauscht. Dabei hockte er an seinem Tisch, starrte vor sich hin, hörte aber zu, was seine Zwischenfragen bewiesen.
»Und es gibt einfach nur eine Chance«, faßte ich zusammen. »Das bist du!«
»Meinst du?«
»Ja, verdammt!«
»Sei doch nicht so nervös, John!«

»Verflixt noch mal, wir brauchen dich!«

Aus seinen ebenfalls braunen Augen schaute er mich treuherzig an. »Das habe ich begriffen, John. Aber ich will ehrlich sein. Ich weiß nicht, ob es mit mir klappt. Tut mir leid, da bin ich überfragt. Ich muß auf Kommando einschlafen und Zebulon entstehen lassen, damit er in die Welt dieser Voodoo-Hexe eindringt.«

»Das stimmt.«

»Sehr schön. Einschlafen kann ich ja, aber ob es mir gelingt, den anderen auf die Reise zu schicken, ist fraglich.« Er verzog den Mund. »Ich fühle mich auch nicht immer gut. Ich habe einen schweren Tag und einen noch schwereren Abend hinter mich gebracht. Ich habe kaum geschlafen - bin hundemüde. Um aber Zebulon entstehen zu lassen, muß ich wirklich topfit sein. Versteht ihr das?«

Da wir synchron nickten, wußte er plötzlich nicht mehr, was er noch sagen sollte.

Glenda faßte mit beiden Händen nach seinem Arm. »Bitte, Barry, du mußt es versuchen. Es ist unsere einzige Chance, sonst schafft es diese Vendre noch, daß sich die Mitglieder des Sinclair-Teams gegenseitig umbringen. Oder willst du das?«

»Unsinn.«

»Dann bitte ich dich darum, es zu versuchen. Leg dich hier auf die Couch. Wir werden bei dir bleiben und deinen Schlaf beobachten, aber tu uns den Gefallen.«

Er nickte.

»Bitte, Barry.«

»Nicht so hastig«, murmelte er und trank zuerst den Rest Kaffee aus der Tasse.

Dann stand er auf. Er stöhnte dabei, schüttelte den Kopf und humpelte auf die Couch zu.

»Hast du was?« fragte Suko.

»Kaum, aber als ich mich vorhin in der Wohnung so beeilte, daß muß mir wohl was im Weg gestanden haben, an dem ich mich stieß. Ich weiß es auch nicht so genau. Jetzt schmerzt mir mein Knie.« Er war froh, sich auf die Couch sinken lassen zu können, blieb noch für einen Moment hocken und streckte sich dann.

Auf dem Rücken blieb er liegen. Wenn er den Kopf nach links drehte, konnte er zum Tisch schauen und uns sehen. Bis auf Glenda, die stand am Lichtschalter. »Ich kann das Licht dimmen«, sagte sie.

»Willst du es dunkler haben?«

»Ja, das wäre besser. Meine Augen schmerzen. Ich weiß auch nicht, was das ist. Irgendwie scheint diese Welt nicht mehr für mich in Ordnung zu sein.«

»Das richtet sich wieder«, erwiderte Glenda und dimmte das Licht herab.

Dann kam sie zu uns, um ihren alten Platz neben mir wieder einzunehmen. Ich spürte ihr Bein an meinem Knie. Sie lehnte sich für einen. Moment gegen mich, als wollte sie mir Trost spenden, sich vielleicht selbst durch diese Berührung trösten oder in eine andere Stimmung versetzen.

War es wirklich die letzte Chance, wenn wir uns hier versammelten und all unsere Hoffnung darauf setzten, daß Barry F. Bracht einschlief und es dann schaffte, seinen Zweitkörper, der so gar keine Ähnlichkeit mit dem ersten aufwies, entstehen zu lassen?

Eine andere Möglichkeit gab es wohl nicht. Wir hatten darüber diskutiert, als Barry noch auf dem Weg zu uns war, aber wir waren immer zu demselben Ergebnis gelangt: ER war unsere Hoffnung.

Noch schlief er nicht. Aber er lag ruhig da. Sein Atem war zu hören, hin und wieder ein leises Stöhnen, was darauf schließen ließ, daß er noch immer unter den Nachwirkungen des vergangenen Abends zu leiden hatte, aber das alles ließ sich ertragen.

Wichtig war Zebulon, der Schattenkrieger!

Wenn er entstand und es ihm dabei gelang, in die Sphären dieser Voodoo-Fürstin vorzustoßen, würde sich für uns der Himmel wieder aufklären.

Noch mußten wir warten. Keiner sprach. Jeder lauerte darauf, daß Barry F. Bracht endlich einschlief. Sicherlich quälten uns die Probleme, nur traute sich keiner von uns, sie auszusprechen, auch nicht flüsternd, denn auf keinen Fall wollten wir den guten Barry F. stören.

Nur Glenda konnte nicht mehr an sich halten, aber sie redete sehr leise. »Schlaf doch endlich ein, verdammt! Schlaf ein. Es - es wird doch Zeit, verflixt!«

Das dachte ich auch. Nur kam es schon einem kleinen Wunder gleich, daß uns Leonora so lange in Ruhe gelassen hatte. Nach der Niederlage war sie nicht mehr erschienen, um unsere Phantasie zu manipulieren, aber sie würde nicht aufgeben, und ich zumindest glaubte fest daran, daß sie bereits über Barry F. Bescheid wußte.

Ich schaute zu ihm hinüber. Seine Gestalt lag in weichem Licht, das allerdings nicht direkt auf ihn fiel, sondern den Teil der Körpers, der der Rückseite zugewandt war, mehr im Schatten ließ. Sein Atem ging jetzt regelmäßiger. Für mich war es ein Zeichen, das er sich schon auf der Schwelle zwischen Wachsein und Schlaf befand. In meiner Kehle spürte ich ein Kratzen, und ich merkte auch, wie mich ein gewaltiger Durst überkam. Ich hätte in die Küche gehen können, um mir etwas zu trinken zu holen, das allerdings ließ ich bleiben, weil ich Barry F. Brachts Ruhe nicht stören wollte.

Ihm fielen die Augen zu.

Suko hatte es als erster bemerkt, und er flüsterte uns zu: »Jetzt

schläft er - ein Glück.«

Ja, es konnte ein Glück sein. Allerdings durften wir nicht zuviel erwarten, denn sein Zweitkörper entstand nicht sofort. Der bildete sich erst in einer Tiefschlafphase, wenn der Mensch so richtig weggesackt war und fest in den Armen des Schlafgottes Morpheus lag.

Suko schaute auf seine Uhr und danach mich an. »Wie lange gibst du ihm?«

»Keine Ahnung. Wir waren nie so direkt dabei.«

»Hoffen wir nur, daß es klappt«, murmelte Shao.

Ich wollte nicht mehr länger sitzen bleiben. Der Durst war einfach zu stark geworden. Sacht und auch leise schob ich den Stuhl zurück, wobei mich die anderen erstaunt anschauten.

»Willst du weg?« fragte Glenda.

»Nur in die Küche.«

»Warum?«

»Ich möchte mir etwas zu trinken holen. Soll ich euch was mitbringen?«

Sie waren dafür und antworteten mit einem Nicken. Wasser und Saft taten immer gut.

In meiner Küche kannte ich mich aus. Ich holte Gläser aus dem Schrank und dekorierte ein Tablett damit. Danach öffnete ich den Kühlschrank und schaute mir den Inhalt an. Er sah nicht allzu gut aus, aber einige Flaschen Wasser fand ich noch. Auch zweimal Vitaminsaft, damit konnte man schon etwas zusammenmixen, das den Durst löschte.

Als ich die Flaschen in den Händen hielt, da kamen sie mir doppelt so schwer vor, was aber nicht an ihrem Inhalt lag, sondern an mir. Ich hatte den Eindruck, Blei zu schleppen. Ich fühlte mich auch entsprechend, war irgendwie kaputt und kam nicht in die Reihe. Irgendwo hatten mich die Vorgänge der letzten Stunden doch stärker mitgenommen, jetzt reagierte der Körper.

Das konnte mir natürlich nicht gefallen. Diese Nacht war zwar übergegangen in die ersten Morgenstunden, aber für uns war sie noch nicht beendet.

Ich dachte an Weihnachten. Ein flüchtiger Gedanke, dennoch hielt er mich fest, und plötzlich fragte ich mich, ob die anderen und ich noch ein normales Weihnachtsfest erleben konnten oder ob die Kraft dieser verdammten Voodoo-Hexe stärker war.

Gläser und Flaschen standen auf dem Tablett. Ich brauchte es nur zu nehmen und in den Wohnraum zu tragen, aber ich zögerte. Meine Hände blieben neben dem Untersatz liegen, denn urplötzlich hatte mich wieder die Stimme erwischt.

Wie eine Säge war sie in meinen Schädel regelrecht hineingeschrillt, und ich krampfte mich zusammen. An der Kante der Arbeitsplatte

hielt ich mich fest.

»Sinclair, denk nur nicht, daß ich aufgegeben habe. Durch Glück seid ihr entwischt, aber es geht weiter, darauf kannst du dich verlassen. Ich weiß, daß ihr euch jemanden ins Haus geholt habt, aber ob er euch helfen wird, muß sich noch herausstellen. Ich glaube nicht daran, denn bisher habe ich jeden geschafft. Hörst du? Jeden!«

Ich konnte diesmal sprechen, auch wenn ich Mühe hatte, die Worte zu formulieren. »Verdammt noch mal, zeig dich endlich, Leonora! Hast du Furcht davor, doch noch verlieren zu können? Hast du Angst vor dem Kreuz, das dich dann vernichtet?«

Sie lachte, weil sie ihren Spaß hatte. »Nein, ich habe keine Angst. Jeder kämpft auf seine Art und Weise, Sinclair, das verspreche ich dir. Jeder muß das tun, was er für richtig hält. Du hast dich für den einen Weg entschlossen, ich bin den anderen gegangen, und ich werde siegen, daran gibt es nichts zu rütteln.«

»Nein!« knirschte ich.

»Du wirst es erleben.«

Danach war die Stimme wieder weg. Schlagartig.

Ich hörte nur mein eigenes, heftiges Atmen, das laut durch die Küche drang. Wieder lag im Magen dieser verfluchte Kloß. Das fühlte ich, und wieder befürchtete ich Schlimmes.

Noch immer hatte ich nicht das Tablett angehoben. Das wollte ich, aber ich kam nicht dazu, denn auf einmal startete die Voodoo-Hexe ihren zweiten Angriff.

Etwas packte mich.

Ich stand, aber ich wurde von mir selbst weggetragen und fühlte mich, als gäbe es mich zweimal.

Es war wieder alles anders. Die Phantasie hatte den Verstand übernommen. Dabei wurde mir heiß.

In meinem Innern rollte sich etwas hoch, das stromgleich meinem Kopf entgegenfloß. Es mußte dieser verdammte Trank sein, doch das war nur ein flüchtiger Gedanke. Ich blieb in der Mitte der Küche stehen, schaute gegen die halb geschlossene Tür.

Trotzdem sah ich das Zimmer. Barry F. Bracht lag auf der Couch und schlief tief und fest. Die anderen saßen zusammen am Tisch. Shao, Glenda und Suko.

Die drei waren gespannt, doch einer von ihnen saß anders da als die Frauen.

Suko machte den Eindruck, als wollte er sich jeden Moment erheben, als wartete er nur auf ein bestimmtes Signal oder einen bestimmten Zeitpunkt.

Ich sah dies alles, stellte es mir vor und merkte auch, wie meine Lippen anfingen zu zucken, und zugleich trat mir der Schweiß auf die Stirn.

Dann stand Suko auf.
Endlich.
Diese Lösung gefiel mir. Ein Lächeln huschte über meinen Mund.
Meine Augen wurden wieder klar, aber ich spürte, daß es nicht mein normaler Blick war. Ich wünschte mir etwas Schreckliches herbei, und dieser Wunsch schien allmählich in Erfüllung zu gehen, denn Suko, der nun zwischen Tisch und Stuhl stand, starrte einzig und allein in eine Richtung.
Er schaute den schlafenden Barry F. Bracht an.
Natürlich hatten auch Glenda und Shao gemerkt, was mit Suko geschehen war. Sie hatten ihn aufstehen lassen, wenig später jedoch zeigten sie sich aufgrund seiner Reaktion schon ein wenig befremdet, weil er sich so gar nicht um sie kümmerte, sondern sich einzig und allein auf den liegenden Barry F. Bracht konzentrierte.
Weiter! Weiter - dachte ich. Er soll ihn fertigmachen. Ich wollte Blut sehen, ich wollte alles noch schärfer und brutaler haben. Es mußte so sein.
Noch stand Suko. Die beiden Frauen saßen. Sie blickten von unten her in sein Gesicht, dessen Ausdruck ihnen nicht gefallen konnte. Er war nicht mehr menschlich, er war wächsern und hart geworden, und vor allen Dingen zeigte sich Shao befremdet.
»Suko«, mit weicher Stimme sprach sie ihn an. »Herrje, Suko, was ist los mit dir?«
Sie erhielt keine Antwort.
»Es ist wieder soweit!« hauchte Shao. Sie blickte an Suko vorbei. »Wir müssen etwas tun!«
»Was denn?«
»John holen!«
Shao überlegte nicht lange. »Ja, das ist richtig. Nur er kann ihn stoppen.« Sie schob ihren Stuhl zurück, um mehr Platz zu haben, aber dann blieb sie stehen. »Nein«, sagte sie, »nein, das kann ich einfach nicht glauben.«
»Was kannst du nicht glauben, Shao?«
»Das mit John. Er kann uns nicht helfen. Er befindet sich in einem ganz anderen Zustand. Du weißt, daß es ihn ebenso erwischt hat wie Suko. Da läuft dann nichts mehr zusammen.«
»Dann tu ich es.« Shao stand auf. Sie wollte um den Tisch herumlaufen, aber ein scharfer Ruf stoppte sie. Im nächsten Augenblick erlebte sie, wie brutal ihr Partner in seinem Zustand reagieren konnte.
Er schlug ihr in den Leib!
Die Chinesin sackte zusammen. Luft kriegte sie nicht mehr. Ihr Gesicht zeigte einen schon wahnsinnigen Eindruck mit offenem Mund und ebenfalls weit aufgerissenen Augen. Über die Zunge hinweg floß

es böses klingendes Röcheln, aber das verstummte, als ihr Suko einen Schlag in den Nacken versetzte.
Shao brach zusammen. Sie fiel über den Tisch. Dabei bewegten sich ihre Arme zuckend, und sie räumte mit den Händen Kaffeetassen zur Seite. Die polterten zu Boden und zerbrachen.
Es war sehr schnell geschehen. Glenda, die wirklich nicht auf den Kopf gefallen war und immer schnell reagierte, war so überrascht, daß sie nichts tat. Was hätte sie auch gegen Suko oder das Schicksal unternehmen können? Zudem war sie durch Shaos letzte Worte unsicher geworden. Irgendwo wollte auch sie jetzt nicht mehr daran glauben, daß ihr John Sinclair noch half.
Welche Chance gab es?
Flucht?
Glenda Perkins hatte zu lange nachgedacht. Und sie hatte vergessen, wie schnell sich ein Mann wie Suko bewegen konnte, was er in diesem Fall auch tat.
Er war wie der Blitz neben ihr, bevor sie noch einen klaren Gedanken hatte fassen können.
Zur Abwehr riß sie noch die Arme hoch, aber Sukos Hieb war auf ihren Leib gezielt, wo er auch traf.
Glenda sackte in die Knie und kippte zugleich zur Seite. Die Tischkante stoppte sie. Ihr Leib schien mit einem mächtigen Fremdkörper gefüllt zu sein, der wie eine Dampframme in die Höhe schnelle und sich in ihrer Kehle festsetzte, so daß sie zunächst einmal keine Luft mehr bekam. Auch drehte sich die Welt vor ihren Augen, alles war anders geworden, und es gab nur einen Sieger - Suko.
Der schaute aus kalten Augen und mit versteinertem Gesicht zu, wie Glenda in die Knie sackte. Sie fiel zu Boden. Mit der rechten Schulter glitt sie noch in Wadenhöhe an Sukos Hosenbein entlang, dann blieb sie zusammengekrümmt liegen, und der Inspektor stieg kurzerhand über sie hinweg, als hätte es sie nie gegeben.
Er ging auch noch einen zweiten Schritt.
Dann zog er die Waffe!
Das alles hatte ich mitbekommen. Ich wollte es so, ich hatte es mir ausgemalt. Suko war diesmal zu meinem Opfer geworden, und er hatte die beiden noch vorhandenen Risiken wunderbar ausgeschaltet. Besser konnte es nicht laufen.
Er hielt die Waffe in der Hand.
Er hob den Arm an.
Ich freute mich.
Dann richtete er die Mündung auf das Ziel. Es war der auf der Couch liegende Barry F. Bracht, der tief und fest schlief. Dabei leise vor sich hinschnarchte und von allen diesen Dingen überhaupt nichts mitbekam. Er würde auch nicht merken, wenn eine Kugel seinen Kopf

zerschmetterte und er übergangslos vom Leben in den Tod hineinglitt.

Eigentlich ein schöner Tod, dachte ich. Er würde nicht viel leiden und die ewige Ruhe haben.

Ich freute mich diebisch, aber Suko schoß noch nicht. Dies wiederum ließ einen Wermutstropfen in den Becher der Freude hineinfallen. Warum schoß er nicht?

Verdammt, er hielt die Pistole doch in der Hand, zielte auch auf den Schläfer, aber er schoß nicht.

Noch pendelte die Waffe hin und her, unentschlossen, und die Mündung glotzte wie ein dunkles Auge auf Bracht nieder.

Suko trat noch näher an die Couch heran.

Auch gut.

Wunderbar.

So würde er auf Nummer Sicher gehen, denn es durfte wirklich nichts passieren.

Ich hatte meine Freude. Ich war sicher, daß ihm niemand einen Strich durch die Rechnung machte, und Suko steckte die Beretta auch nicht wieder weg. Er trat so nahe an das Möbelstück heran, daß er es beinahe berührte.

Dann bückte er sich.

Den Arm hielt er ausgestreckt. Die Waffe näherte sich dem Kopf des Schlafenden.

Nur noch ein winziges Stück und dann…

Der Kontakt.

Suko hatte die Mündung gegen Brachts Schläfe gedrückt. Jetzt brauchte er nur noch abzudrücken, und es hatte diesen Mann gegeben.

Genau so war es…

***

Oder nicht?

Etwas war passiert. Ich wußte es. Es mußte so sein. Plötzlich war ich aus meinen Phantasien hervorgerissen worden. Ich kam nicht mehr dazu, mich mit dem durch meine Phantasie geschaffenen Grauen zu beschäftigen, denn da war etwas danebengegangen.

Kein Schuß war zu hören gewesen. Aber Suko hatte doch…

In meinem Schädel hörte ich ein knirschendes Geräusch, als wäre eine Mühle dabei, meine Knochen zu zerbrechen. Das stimmte nicht, denn dieses Geräusch hatte einen anderen Grund.

Es war ein Laut der reinen Wut, aber nicht von mir ausgestoßen, sondern von Leonora Vendre, und ich merkte, wie sie sich allmählich von mir zurückzog, wobei ein Rest von ihr noch in mir blieb und mich unter Kontrolle hielt.

Der eine Teil in mir wollte in den Wohnraum hineingehen, um zu sehen, was dort wirklich passiert war. Der andere Teil aber kämpfte

damit, die Phantasie noch schlimmer und grausamer werden zu lassen.
Der zweite Teil kam nicht durch.
Etwas hemmte ihn, und damit hatte sich auch die Kraft der Voodoo-Hexe vermindert.
Ich kam nicht damit zurecht. Ich war wie von Sinnen. Ich gehörte mir und trotzdem einem anderen.
Es war ein Gefühl, das ich nicht beschreiben konnte, wobei ich nicht wußte, welches der beiden mir den Antrieb gegeben hatte, mich in Bewegung zu setzen und auf die Küchentür zuzugehen. Alles hatte sich verändert. Ich war jemand, der zwischen zwei Willen oder zwei Welten stand.
Aber ich erreichte die Tür.
Meine grausamen Vorstellungen waren verschwunden. Wenn ich die Tür öffnete, würde ich genau sehen können, was passierte. Ich brauchte nur die wenigen Schritte zu laufen.
Der Blick in den Wohnraum war frei.
Auf dem Boden lagen die beiden Frauen. Shao stumm, bewußtlos, Glenda wimmerte leise vor sich hin.
Um sie kümmerte ich mich nicht, denn mein Blick glitt hin zur Couch, auf der die wichtigste Person in diesem Zimmer lag.
Nein, nicht mehr.
Barry F. Bracht war einmal eine wichtige Person gewesen, war aber nun von einer anderen abgelöst worden.
Von seinem zweiten Ich, von seinem Astralleib, von Zebulon, dem Schattenkrieger…

***

Er hatte sein unsichtbares Reich verlassen und war eingetaucht in die normale Welt. Und da hatte er sich selbst, aber auch durch seine fremde Gestalt, das Leben retten müssen, denn das, was ich mir in der Küche vorgestellt hatte, das hatte Suko in die Tat umsetzen wollen.
Er war an die Couch herangetreten. Er hatte die Mündung der Waffe gegen die Schläfe des Mannes gepreßt, doch er war nicht mehr dazu gekommen, abzudrücken.
Zebulon war erschienen wie ein Geist, ein rettender Geist. Er hatte die rechte Hand des Inspektors im letzten Augenblick umfangen und sie zurückgebogen.
Suko war auch nicht mehr dazu gekommen, abzudrücken, und wenn, dann hätte die Kugel nicht Barry getroffen, sondern die Polsterung der Couch an der Rückenlehne.
Zebulon.
Ich kannte ihn, und wieder sah er so aus wie beim erstenmal, als ich ihn gesehen hatte. Da aber hatte ein bleicher Knochenmond am

Himmel gestanden und den bis dahin normal lebenden Barry F. Bracht in sein neues Schicksal hineingewiesen.

Zebulon und der Lektor wiesen vom Äußeren her keinerlei Ähnlichkeiten mehr auf. Der Schattenkrieger trug hohe, dunkle Stiefel, die an den Seiten mit Perlenschnüren verziert waren. Seine Hose, die wie Leder schimmerte, verschwand in den Schäften. Auch die Jacke bestand aus dem gleichen Material, aber zwischen ihr und der Hose schimmerte ein breiter Silbergürtel, auf dem verschiedene Knöpfe zu sehen waren.

Der Kopf des Schattenkriegers wurde von einem Helm geschützt. An drei Seiten dunkel, nur nach vorn hin mit einem hellen Sichtvisier versehen. Aber es gab noch etwas, was ihn von anderen Menschen unterschied, und das hatte mit seinem Rücken zu tun.

Auf ihm wuchsen zwei dunkle Flügel. Nicht so, wie man sie von einem Engel her kannte, sie waren ja auch dunkel und nicht hell, aber schon kräftig genug, um sich damit fliegend fortbewegen zu können, denn das mußte er.

In dieser Gestalt war er in der Lage, die Grenzen geheimnisvoller Welten zu überwinden, und er hatte es oft getan, wie wir wußten.

Auch jetzt war er wirklich im allerletzten Augenblick erschienen und hatte das große Unheil abwenden können.

Beide standen sich gegenüber, schauten sich an, und ich versuchte, im Gesicht meines Freundes Suko etwas zu erkennen, das auf eine Beeinflussung der verdammten Voodoo-Fürstin hinwies.

Ich sah nichts, da er mir nur die Hälfte seines Profils zuwandte. Aber er bewegte sich plötzlich, nicht aus eigenen Antrieb, dafür sorgte Zebulon, der seine rechte Waffenhand nach außen drehte, damit Suko die Beretta losließ.

Zebulon war kein Mensch. Er war auch kein Engel, er war ein Kämpfer, einer, der kein Unrecht mochte. Was Suko da vorgehabt hatte, war Unrecht gewesen, und Zebulon hatte das verhindert.

Er drehte den Arm so weit herum, daß Suko gezwungen war, die Waffe fallen zu lassen. Mit dem Fuß stieß Zebulon die Beretta außer Reichweite.

Und was tat ich?

Ich atmete durch. Ich spürte, wie der Luftstrom in mein Inneres hineinfloß. Die fürchterliche Vorstellungskraft war verschwunden. Ich konnte wieder normal denken, normal reagieren, und sofort kam mir Leonora Vendre in den Sinn.

Jemand wie Zebulon mußte mehr über sie wissen. Deshalb stellte ich ihm die Frage »Hast du die Voodoo-Hexe gesehen?«

Bevor er mir antwortete, schaute er auf Suko, der ziemlich belämmert wirkte, zwar alles erkannte, aber nicht wußte, was er sagen sollte. Er hielt sich da raus, dann wischte er über seine Augen,

wirkte aber noch immer wie benommen.

»Ich habe sie nicht gesehen, aber ich habe sie gespürt. Sie hält sich in einer Dimension versteckt, zu der ihr keinen Zutritt habt. Das einmal vorweggenommen.«

»Du kennst dieses Reich?«

»Nein, ich kenne keinen Namen. So etwas gibt es nicht. Aber ich werde versuchen, hineinzugelangen.«

»Kannst du sie vernichten?«

Die Stimme schien in seinem Helm zu verschwinden, als er mir die Antwort gab. »Ich will es versuchen. Bleib du mit den anderen hier. Wir werden noch voneinander hören.«

Es waren seine vorerst letzten Worte, die wir in diesem Raum von ihm hörten, denn wieder geschah etwas Unwahrscheinliches, kaum Faßbares. Er breitete seine dunklen Schwingen aus, und dabei erinnerte er mich an den Eisernen Engel, auch wenn er von der Gestalt her nicht so mächtig war.

Aber er glitt plötzlich durch den Raum und auch in einem schrägen Winkel der Decke entgegen. Da sah es für einen Moment so aus, als würde er gegen sie prallen, aber für ihn war der Widerstand plötzlich nicht mehr vorhanden. Ob sich die Decke, oder Zebulon, an dieser Aufprallstelle auflöste, das war für uns nicht so genau zu erkennen.

Jedenfalls hatte er die normalen Dimensionsgrenzen überschritten und war auf die Reise in eine andere Dimension gegangen, um das Monstrum Leonora Vendre zu stellen.

Aber ich fragte mich, ob es damit auch getan war. Schließlich hatte die Vendre es geschafft, uns den Drachentrank einzuflößen, und dessen Wirkung spürten wir nach wie vor. Er tobte in uns, breitete seine Kraft aus, und wir hatten beide erlebt, wie grausam wir reagieren konnte. An die erst kurz zurückliegenden Ereignisse der Vergangenheit durfte ich gar nicht denken und auch nicht daran, daß wir momentan ohne den Schutz des Schattenkriegers Zebulon waren. Wenn die bösen Phantasien zurückkehrten, sah es nicht gut aus. Da wußte wohl keiner von uns, wie er sich davon befreien konnte.

Barry F. Bracht schlief noch immer. Er lag ruhig da, hatte von allem nichts bemerkt, und ich hoffte, daß sein Schlaf noch lange dauerte. Wenn er erwachte, würde Zebulon nicht mehr erscheinen. Nur im Traum konnte sich diese Gestalt bilden.

Suko wirkte noch immer wie benommen. Er hatte sich auf einen Stuhl am Tisch gesetzt und schaute ins Leere. Er kümmerte sich auch nicht um die beiden Frauen, die am Boden lagen.

Glenda stöhnte und wimmerte nicht mehr. Sie hatte sich auf den Rücken gedreht und beide Hände gegen die getroffene Stelle am Leib gepreßt. Den Atem stieß sie durch Nase und Mund gleichzeitig aus. Als mein Schatten über sie fiel, hob sie den Blick an.

Ich streckte ihr den Arm entgegen und winkte mit der Hand. »Komm, ich helfe dir.«

Glenda zögerte noch. In ihrem Blick las ich ein gewisses Mißtrauen. »Bist du denn okay, John?«

»Ja klar.«

»Tatsächlich?«

Als sie mir diese Frage stellte, da schämte ich mich. Sie hatte ja so recht, mißtrauisch zu sein. Wahrscheinlich hatte sie miterleben müssen, in welch einen Zustand ich geraten war, und ich erklärte ihr noch einmal, daß alles vorbei war und wir die Chance wirklich nutzen sollten.

»Gut.« Sie ergriff meine Hand und ließ sich auf die Füße heben. Dort blieb sie gekrümmt stehen und schüttelte den Kopf. »Das war ein Hammer, John, das war eine Bombe. Suko sah aus, als wollte er uns umbringen, verstehst du das?«

»Ja«, sagte ich und schaute sie dabei nicht an.

»He, und du?«

»Laß es, Glenda.«

Sie ging gekrümmt auf einen Sessel zu und ließ sich nieder. Ich kümmerte mich um Shao, die sich nicht regte. Sie lag nicht weit von den Scherben entfernt. Ich drehte ihren Kopf behutsam zur Seite und entdeckte die Schwellung im Nacken, wo Sukos Schlag sie erwischt hatte. Als ich Shao dann anhob, drehte auch Suko den Kopf. Es war nicht zu erkennen, ob er sich Vorwürfe machte. Überhaupt konnte ich ihm nicht genau ansehen, mit welchen Gedanken er sich beschäftigte. Er schaute mir nach, als ich in das Schlafzimmer ging und Shao auf mein Bett legte.

Als ich wieder zurückkehrte, sah es aus, als hätte Suko sich Tränen aus den Augen gewischt.

Ich hob die Beretta auf und zeigte sie meinem Freund.

»Es ist meine, nicht wahr, John?«

»Genau!« sagte ich nur.

»Muß ich weitere Fragen stellen?«

»Wenn du willst?«

Suko überlegte. »Es ist wohl besser, wenn ich die Wahrheit weiß. Die letzten Minuten sind - nun ja, ich hatte einen Blackout, wie man so schön sagt.«

»Du hast Shao und Glenda niedergeschlagen.«

Ich hörte ihn tief atmen. »Ja, ich habe befürchtet, daß es so kommen würde, aber ich kann mich nicht mehr erinnern. Weißt du, wie es ist, wenn ein Mensch zu ist? Schau mich an, dann siehst du es. Ich schäme mich, ich weiß nicht, was ich den beiden sagen soll, aber ich war nicht mehr ich.«

»Das weiß ich.«

»Und das war nicht alles - oder?«
»Nein, leider nicht.« Auch ich hatte mich gesetzt und Sukos Beretta auf den Tisch gelegt. »Dann wolltest du Barry F. Bracht mit deiner Waffe töten. Du bist sehr nahe an ihn herangegangen und hast ihm die Mündung gegen den Kopf gedrückt. Er hätte keine Chance gehabt, Suko, nicht die geringste.«
Mein Freund schloß die Augen, als wollte er seine Umgebung nicht mehr sehen. Der Kopf bekam eine rote Farbe, er hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. »Es ist alles so schwer, John, so verdammt schwer und furchtbar. Ich komme nicht mehr mit. Ich hätte zu einem Mörder werden können, aber ich wollte es nicht.«
»Zum Glück erschien Zebulon. Er entwand dir die Waffe. Es geschah im letzten Augenblick.«
»Nicht einmal das weiß ich, John. Ich erinnere mich nur, daß ich dich sah, die beiden Frauen lagen am Boden, und alles war so anders.«
»Zebulon brach den Bann der Voodoo-Hexe.«
»Ja, das ist gut.« Suko betrachtete seine Knie. »Ist das noch unsere Welt, in der wir uns bewegen, John? Oder ist es eine furchtbare Alptraumwelt?«
»Wahrscheinlich beides.«
»Das denke ich auch. Da mischt sich etwas zusammen. Wir sind in dieser Welt, aber plötzlich erscheint wie aus dem Nichts das Grauen. Es ist einfach da, es gleitet hinein. Es setzte das normale Gefüge außer Kraft. Wie mächtig muß man sein, um so etwas schaffen zu können? Ist es die alte Kraft der Drachen?«
»Wahrscheinlich.«
Er nickte vor sich hin und sah danach Glenda an, die ihn verzerrt anlächelte. Suko wollte sich bei ihr entschuldigen, doch Glenda winkte ab. »Laß es, du kannst nichts dafür.« Dann wollte sie etwas von mir. »Ohne dich kompromittieren zu wollen, John, aber bisher haben wir nur von Suko, Shao und von mir geredet. Bist du nicht auch dabeigewesen?«
»Natürlich.«
»Ist es schlimm, wenn ich dich jetzt frage, was du getan hast?«
Ich preßte für einen Moment die Lippen zusammen. »Nein, Glenda, es ist nicht schlimm.«
»Aber es ist dir unangenehm.«
»Wenn du so willst - ja!«
»Möchtest du darüber reden?«
Ich schaute ins Leere. »Unter Freunden schon, denn wenn ich ehrlich sein soll, bin ich es gewesen, der euch in diese verdammte Lage manövriert hat.« Ich sah, daß beide etwas sagen wollten und machte ihnen durch Handbewegungen klar, lieber zu schweigen. »Ich bin es gewesen, Glenda. Als ich mich in der Küche aufhielt, um etwas

Trinkbares zu holen, da überkam es mich plötzlich. Da war auf einmal die Vorstellung da, das Grauen und den Tod erleben zu wollen. Ich malte mir die Szene aus, wie es ist, wenn Suko seine Waffe nimmt und hier einen Amoklauf startet.« Jedes weitere Wort fiel mir schwer, aber ich mußte es einfach meinen Freunden gestehen, um einen Teil der Seele zu befriedigen. »Ich wollte ja, daß es passiert. Meine Phantasie brauchte es. Ich wehrte mich auch nicht dagegen, weil ich es nicht konnte, und dann ist es passiert. Das heißt, nicht bis zum bitteren Ende. Zum Glück ist es dann unserem Gast gelungen, den Schattenkrieger entstehen zu lassen.«

»Ja, das war wichtig« sagte Glenda. »Aber sei ehrlich, John. Sind wir schon einen Schritt weiter?«

Ich schwieg.

Glenda Perkins gab nicht auf. »Was sagst du dazu, Suko?«

»Ich glaube nicht, daß wir schon weiter sind, Glenda. Wir treten nach wie vor auf der Stelle. Was uns widerfahren ist, kann sich immer wiederholen. Wir sind zweigeteilt. Wir stehen einmal in unserer Welt und zum anderen in dieser anderen, dieser alptraumhaften. Im Augenblick ist die Trennung vollzogen, da können wir wieder normal denken, aber das kann sich blitzschnell ändern, und es liegt leider nicht, in unserer Hand. Die Attacken werden härter. Keinem von uns gelang es, ein Gegenmittel einzusetzen. Auch der Stab half mir diesmal nicht. Und es wird sich nichts ändern, solange dieser verdammte Drachentrank in unserem Blut fließt. Wir sind ihm ausgeliefert.«

»Und damit dieser Leonora Vendre!« sagte Glenda.

»So ist es!«

Sie lächelte, als wollte sie sich schon jetzt für ihre nächsten Worte entschuldigen. »Und was sollen wir jetzt machen?« fragte sie. »Welche Chance gibt es für uns?«

»Ich hob die Schultern.«

Das wollte Glenda nicht unbedingt akzeptieren. »Keine Chance, John? Wirklich keine?«

»Doch - Zebulon!«

Sie winkte ab. »Nein, das habe ich nicht so gemeint. Ich glaube nicht daran, daß es nur Zebulon gelingen kann, das verdammte Voodoo-Weib zu vernichten.« Sie schlug auf den Tisch. »Was ist mit euch? Ich verstehe euch nicht Ihr seid doch keine Anfänger. Gütiger Himmel, denkt nur mal daran, was ihr schon alles hinter euch gebracht habt. Gegen wen ihr gekämpft habt. Es waren Dämonen darunter, der diese Voodoo-Hexe nicht das Wasser reichen kann. Mächtige Fürsten aus dem Schattenreich. Ihr habt sie alle geschafft, es mußten auch Niederlagen hingenommen werden, aber unter dem Strich habt ihr oder haben wir doch gewonnen. Oder liege ich da falsch?« Sie schaute

erstaunt zuerst mich, dann Suko an.

»Nein, Glenda«, sagte ich, »da liegst du nicht falsch. Aber du hast eines vergessen. Wir sind dabei nicht manipuliert gewesen und waren Herr unserer Sinne.«

»Das seid ihr momentan auch!« hielt sie mir entgegen.

»Stimmt. Aber wie lange?«

Glenda pustete den Atem aus. »Es hat sich angehört, John, als hättest du dich in dein Schicksal ergeben.«

»Nein!« widersprach ich. »Es ist nur so schwer, einen Ausweg zu finden. Unsere Möglichkeiten sind erschöpft. Damit müssen wir erst einmal klarkommen. Ich glaube, daß Suko ebenfalls so denkt.«

»Stimmt das, Suko?« fragte Glenda.

»Im Augenblick schon.«

»Das ist natürlich schlecht«, murmelte sie, »sehr schlecht sogar. Dann sind Shao und ich praktisch die einzigen, die hier normal reagieren können.«

»Sicher. Ihr habt nichts getrunken.«

Glenda zog die Augenbrauen zusammen. »Mit anderen Worten heißt das, daß wir uns gegen diese verdammte Leonora Vendre stellen können, sollte sie denn hier erscheinen.«

»Kein Einspruch.«

Glenda überlegte weiter. Es war eine Eigenart von ihr, dabei auf der Unterlippe zu nagen, auch das Faltenmuster auf der Stirn blieb dabei bestehen. »Wenn Shao und ich die einzigen sind, dann sollten wir den Kampf aufnehmen, vorausgesetzt, Zebulon schafft es. Er ist ja unterwegs, um sie zu finden.«

Ich stimmte zu und fragte dann: »Was folgerst du daraus?«

»Es ist ganz einfach, John. Gib mir Sukos Waffe!«

»Bitte?«

Sie schüttelte leicht ärgerlich den Kopf. »Hör auf, du hast mich schon verstanden. Ich möchte die Waffe haben.« Sie schnippte mit den Fingern, aber ich legte meine flache Hand auf die Beretta.

»Warum?« Glendas Gesichtsausdruck bekam einen wissenden Zug. »Eine Frage mal. Habt ihr schon auf diese Frau geschossen?«

»Nein!« antwortete ich.

»Eben!« Ihre Stimme klang so, als hätte sie bereits einen Sieg errungen.

Jetzt mischte sich auch Suko ein, dem dieser Vorschlag ebenfalls etwas suspekt war. »Denkst du denn, daß du die Person mit einer geweihten Silberkugel vernichten kannst?«

»Das weiß ich nicht genau. Es hat noch keiner von euch versucht, doch es ist einen Versuch wert. Da wir gerade bei den Waffen sind, Suko.« Ihren nächsten Vorschlag unterbreitete sie ihm lächelnd.

»Von dir hätte ich dann gern die Dämonenpeitsche. Ich habe sie zwar

noch nicht benutzt, aber ich kenne ihre Handhabung. Und ich möchte auch, John, daß du deine Waffe abgibst. Solltest du wieder unter die Kontrolle dieser Person geraten, ist es besser, wenn du waffenlos bist. Könnt ihr euch mit dieser Alternative anfreunden?«

Konnten wir das?

Wir waren zunächst einmal stumm. Einen derartigen Vorschlag hatte uns noch niemand gemacht, aber wir befanden uns auch in einer extremen Lage, und da mußten wir zu ebenfalls ungewöhnlichen Möglichkeiten greifen, um ihr zu entkommen.

»Ich würde an eurer Stelle nicht zu lange warten«, schlug Glenda vor.

»Gesetzt den Fall, wir stimmen zu«, sagte ich, »was geschieht dann? Was haben wir gewonnen?«

»Euer Leben, vielleicht. Und ihr werdet mit euren Waffen keinen anderen mehr bedrohen. Ob du es glaubst oder nicht, John Sinclair, auch ich habe Angst. Ich komme mir vor wie eingekesselt, aber ich muß es einfach versuchen, und ich bin mir sicher, daß Shao in meiner Lage ähnlich gehandelt hätte. Noch ist sie bewußtlos, du hast ja verdammt hart zugeschlagen, Suko, aber daran können wir nichts ändern. Ich werde es durchziehen müssen - bitte.«

Beide schauten wir auf Glendas ausgestreckten Arm. Eine Hand wies auf Suko, die andere auf mich, aber wir schauten darüber hinweg, um uns gegenseitig anschauen zu können. Jeder wartete auf eine Reaktion des anderen, bis Suko schließlich den Anfang machte und nickte. Dabei gab er auch seinen Kommentar ab. »Wir müssen das Risiko eingehen, John. Es nutzt alles nichts. In einer derartigen Situation haben wir uns noch nie zuvor befunden. Ich bin dafür.«

Mein Zögern dauerte Glenda zu lange. »He, John, was ist mit dir? Träumst du etwa?«

»Nein, das nicht.«

»Dann spring endlich über deinen eigenen Schatten. Ich denke nicht, daß uns noch viel Zeit bleibt.«

Es fiel mir schwer, aber ich nickte, bevor ich Sukos Beretta anhob, auf der noch immer meine Hand lag. Ich reichte sie Glenda, die sich erhoben hatte und die Pistole in den Bund ihrer Hose steckte.

»Nun deine eigene, John.«

»Okay.« Auch davon trennte ich mich.

»Danke«, sagte Glenda leise, bevor sie sich umdrehte und Suko um die Dämonenpeitsche bat.

Er gab sie ihr noch nicht, sondern fragte: »Ausgefahren oder…?«

»Ja, kampfbereit.«

Mein Freund schlug den Kreis, dann rutschten die drei Riemen hervor. Glenda lächelte, als sie den Griff umfaßte und die Waffe ebenfalls in den Hosenbund steckte.

So kannten wir sie nicht. Mit zwei Pistolen und der Dämonenpeitsche

kam sie uns fremd vor, aber ihr selbst ging es ziemlich gut. »Jetzt geht es mir besser«, sagte sie.

»Kann die Hexe jetzt kommen?« fragte ich.

»Meinetwegen ja.«

Es fiel uns beiden immer noch schwer, waffenlos auf dieses Voodoo-Weib zu warten. So etwas hatte ich auch noch nicht erlebt. Nicht, daß ich mir nackt vorkam, wie man immer so schön sagt, aber ungewohnt war es schon. Ich schaute nicht gerade fröhlich in die Welt.

Suko erging es ähnlich. Glenda hatte sich nicht wieder hingesetzt. Sie ging im Zimmer auf und ab, schaute mal aus dem Fenster in die Dunkelheit des frühen Morgens hinein und sagte plötzlich einen Satz, mit dem wir nicht gerechnet hatten.

»Heute ist der Heilige Abend…«

»Ja«, bestätigte ich. Ich war in den letzten Tagen mit den Daten etwas durcheinandergeraten, weil die Zeit zu rasch verging. »Und ich möchte ihn auch noch in den echten Abendstunden erleben.«

»Das schaffen wir.«

»Ich schaue mal nach Shao«, sagte Suko und stand auf. Mit müden Schritten ging er auf das Schlafzimmer zu. Glenda, Barry F. Bracht und ich blieben zurück.

Stille umgab uns. Selbst Bracht schnarchte nicht mehr, was uns wunderte. Ich ging zu ihm.

Er lag auf dem Rücken. Bewegt hatte er sich nicht, die Augen hielt er geschlossen. Es war nicht zu erkennen, ob er sich während des Schlafs entspannte oder von irgendwelchen Alpträumen begleitet wurde. Es konnte durchaus sein, daß er die Reisen seines Zweitkörpers miterlebte, aber er gab uns keine Nachricht.

Ich beschäftigte mich mit mir selbst. Es war schlimm, aber ich befand mich in einer Situation, wo ich förmlich auf den Angriff der Voodoo-Hexe wartete. Darauf, daß sie durch ihre magische Kraft den verdammten Trank in mir mobilisierte, aber da tat sich nichts. Ich fühlte mich völlig normal.

Als ich mich von Barry F. Bracht abwenden wollte, geschah es. Er öffnete nicht die Augen, aber den Mund. Nicht normal, sondern nur zuckend, als könnte er sich nicht dazu überwinden, etwas zu sagen.

Glenda hatte die Veränderung nicht gesehen, sondern gespürt. Deshalb fragte sie auch: »Ist etwas passiert, John?«

»Barry F. scheint zu erwachen.«

»Mein Gott, nur das nicht! Dann kann Zebulon nichts mehr erreichen. Das wäre schlimm.«

»Noch ist es nicht soweit.«

Glenda stellte sich neben mich. Auch sie sah jetzt, daß Barry F. Bracht schon unruhiger geworden war. Diese Unruhe hatte nicht nur seinen Mund erfaßt, sondern auch einen Teil seines Gesichts. Die

Augen zuckten unter den Lidern, er schien etwas zu sehen, das uns verborgen blieb. Dann hatte er den Mund so weit offen, daß er ein Wort hervorbringen konnte. »Nein…«

»Da passiert was, John!«

Ich nickte nur und spürte, wie meine Stirn feucht wurde. Zugleich rann ein kalter Schauer über meinen Rücken.

Und wieder hörten wir Barry sprechen. »Nein, nein, nein - du, du schaffst es nicht…«

»Was schafft sie nicht?« fragte ich.

Bracht schlug die Augen auf.

Jetzt war er wach; das versetzte mir einen Stich, denn ich wußte, was es bedeutete. Barry schaute in unsere Gesichter. Sein Blick zeigte keine Skepsis, er wußte genau, wen er vor sich hatte. Aber wir beide sahen auch die Furcht in seinen Augen und bekamen synchron das ungute Gefühl, das durch Brachts Worte in der folgenden Sekunde bestätigt wurde.

»Sie ist so nah, so nah…«, flüsterte er.

***

Die letzte Bemerkung hatte uns die Sprache verschlagen. Wir blieben beide stumm, aber wir hatten keinen Grund, seinen Worten zu mißtrauen. Er war Barry F. Bracht, er war der Schläfer, und er stand während des Schlafs mit seinem Zweitkörper in Verbindung, denn er sorgte dafür, daß Zebulons Informationen auf Barry F. Bracht übertragen wurden. Was Zebulon in der anderen Welt erlebte, bekam auf Barry F. Bracht mitgeteilt.

Wenn dieses Voodoo-Weib also nah war, dann stimmte es. Und ich war es, der sich drehte, aber hinter uns lag ein leerer Raum. Suko befand sich noch immer bei Shao.

Bracht hob den linken Arm an. Er geriet damit in Glendas Nähe, die seine Hand umfaßte, als wollte sie ihm Trost spenden. Mit einer weich klingenden Stimme sprach sie ihn an. »Was hast du gesehen, Barry? Hast du sie erlebt? Die verdammte Voodoo-Hexe?«

»Ja, das habe ich.«

»Wo? Du hast von Nähe gesprochen.«

»Sie ist nahe.« Er hatte die Augen jetzt weit geöffnet und bewegte nur sie, ohne seine Lage zu verändern. Der Atem drang schnaufend durch seine Nasenlöcher, auf der Stirn hatte sich ein Schweißfilm gebildet, aber Bracht konnte die Voodoo-Hexe nicht lokalisieren und uns keine näheren Auskünfte geben.

Deshalb versuchte ich es auf einem anderen Weg und wollte wissen, was mit Zebulon geschehen war.

»Er…?« hauchte Barry.

»Ja.«

»Weg!«
»Du hast also keinen Kontakt mehr mit ihm?«
»Nein, nein…«
»Hat er die Voodoo-Hexe gefunden, Barry?« Ich drängte ihm die nächste Frage auf. »Hat er sie gefunden. Weißt du etwas Genaues darüber? Hast du ihn auf seiner Reise begleiten können?«
»Er ist nicht mehr da.«
»Ist er ganz weg?«
»Ja.«
Das war nicht gelogen, weil Barry F. Bracht nur während des Schlafs in der Lage war, Zebulon entstehen zu lassen. In einem Wachzustand war ihm das nicht möglich.
Allmählich verlor ich den Mut. Diese verfluchte Voodoo-Frau schien selbst Zebulon überlegen zu sein. In welch eine Welt war sie nur eingetaucht? Noch liefen wir an ihrer langen Leine, jeden Augenblick konnte sie wieder zuschlagen und in Suko und mir die grauenvollen Phantasien entstehen lassen, die wir dann in die Tat umsetzen wollten. Es lief nicht gut für uns, überhaupt nicht.
Barry F. Bracht richtete sich auf. Er stöhnte dabei und faßte sich an den Kopf. »Es tut mir leid, aber ich kann nicht mehr einschlafen, den deshalb werde ich auch nicht helfen können. In ihrer Welt ist sie so verdammt mächtig…« Er blieb wie ein Häufchen Elend sitzen, den Kopf gesenkt, den Blick nach unten und zugleich ins Leere gerichtet. Aber seine Ruhe war nur gespielt. Der Kopf bewegte sich plötzlich von einer Seite zur anderen, bevor Barry F. Bracht jedoch etwas sagen konnte, hörten wir hinter uns einen Stöhnlaut.
Glenda und ich fuhren herum.
Suko hatte das Schlafzimmer verlassen. Er machte einen völlig unnormalen Eindruck und sah aus wie jemand, der an einer unsichtbaren Last zu tragen hatte. Am Rand des Eßtisches stützte er sich ab. Wir sahen, daß er uns etwas mitteilen wollte.
Ich hielt es nicht mehr aus. »Was ist denn los? Ist etwas mit Shao passiert?«
»Nein.«
»Was dann?«
»Sie ist da!« keuchte er. »Die verdammte Hexe ist da, und sie hat - sie hat ihre Alptraumwelt mitgebracht. Sie wird uns holen, sie wird uns hineinzerren.«
»Wieso denn?« schrie ich. »Wo ist sie denn?«
»Draußen!« flüsterte er. »Sie ist draußen, John. Geht zum Fenster, dann könnt ihr sie sehen.«
Log er? Hatte er sich gewisse Dinge eingebildet? Ich konnte es nicht glauben, denn Suko spielte uns sicherlich nichts vor. Diese Furcht war echt, und Glenda reagierte früher als ich. Sie brauchte nur wenige

Schritte, um das Fenster zu erreichen.
Sie schaute hinaus.
Ich sah ihren Rücken, und ich sah auch, wie sie zusammenzuckte und einen Schritt nach hinten ging. Dann drehte sie sich um. »Mein Gott«, sagte sie nur. »Mein Gott!«
Jetzt hielt auch mich nichts mehr. Ich tauschte mit ihr den Platz und wäre dabei beinahe noch gegen die Scheibe geprallt. Ich sah, was Glenda so aus der Fassung gebracht hatte.
Vor dem Fenster und aus einer anderen Zeit kommend, hatte sich die Alptraumwelt aufgebaut.
Mittendrin Leonora Vendre!

***

Ich reagierte anders als Glenda und blieb stehen, als wäre ich ein Stück Eisen, das von einem starken Magneten festgehalten wurde. Dieses Bild war keine Halluzination, und es fiel mir schwer, mich mit dem Gedanken zu befassen, daß ich hier die Wirklichkeit erlebte, zehn Stockwerke über dem Boden, doch bei diesen Gesetzen konnte ich unsere Physik vergessen.
Die andere Welt war da. Sie war düster, kalt und kahl. Aber sie war bewohnt, denn ich sah auf der linken Seite ein gewaltiges Wesen, das keine direkte Schlange und auch keine Echse war, sondern eine Mischung aus beidem. Dicke, rötlich glänzende Schuppen, ein geschlossenes Maul, aber einen sehr langen Hals darunter, der weit in die Höhe geschoben war, so daß der Kopf auch pendelte.
Sehr hohe, blattlose Sträucher entdeckte ich zwischen den Felstrümmern, aber weder für die einen noch für die anderen hatte ich einen Blick, denn am wichtigsten war das Voodoo-Weib.
Ihre Haare kamen mir nicht mehr so dunkel vor. Sie waren blasser geworden, als wäre sie in den letzten Stunden gealtert, und sie war auch nicht allein, denn sie saß auf einem Tier, das ich bisher ebenfalls noch nie zu Gesicht bekommen hatte.
Es war kein Schwein, es war kein Ameisenbär, es war kein Rhinozeros, es war eine Züchtung aus allem, fast so hoch wie ein Pferd. Aus dem Maul ragte ein säbellanger Zahn. Auf dem Rücken des Tieres hockte die Voodoo-Fürstin, die Frau aus der Drachenwelt, der es gelungen war, die magischen Gesetze einer uralten, längst vergangenen Zeit zu erforschen und diese in die Gegenwart mitzubringen. Auch in Suko und mir floß dieses Drachenblut. Zwar hatten wir das in der letzten Zeit vergessen, jetzt aber, wo der direkte Kontakt zu dieser Alptraumwelt bestand, da drang dieser Fluch voll durch, und ich spürte, wie ich nicht mehr in diesem Raum bleiben wollte. Ich wollte in diese Welt hineingehen, ich wollte zu Leonora Vendre, der halbnackten Frau auf dem Monstrum, die mich lockte und

mein Denken überschattete. Hinter mir hörte ich Suko und war davon überzeugt, daß er den gleichen Drang verspürte wie ich.

Es war eine Folge meines neuen Denkens, daß ich den rechten Arm hob und den Griff des Fensters umklammerte. Ich wollte raus. Ich mußte einfach zu ihr, hinein in diese neue Welt, die zu meiner zweiten Heimat werden würde.

»Nein, John! Du bist wahnsinnig!« Zwar schrie mir Glenda die Worte zu, aber ich hörte nicht auf sie. Ich drehte den Griff um neunzig Grad nach oben, so daß er eine Waagerechte bildete. Jetzt konnte ich das Fenster aufziehen.

Ich benötigte kaum Kraft, es schwang mir locker entgegen, aber Glenda gab nicht auf. Sie klammerte sich an meinem linken Arm fest, was mir gar nicht gefiel. Ich drehte ihr mein Gesicht zu, schaute hinein und mußte sich über meinen Ausdruck darin wahnsinnig erschreckt haben, denn sie schüttelte sich.

»Hau ab!« brüllte ich sie an.

»John, neiiinnn!«

Sie hielt mich weiterhin fest. Ich stieß sie wütend immer wieder zurück, traf sie auch schmerzhaft mit dem Ellbogen, dann war Suko da, der die Sache bereinigte.

Er nahm Glenda Perkins in einen harten Klammergriff und zerrte sie nach hinten. Ihre Hand rutschte an mir ab, und Suko wuchtete unsere Sekretärin zu Boden.

»Wir gehören ihr, John!«

»Ja«, sagte ich nur, »ja…«

Er stand neben mir. Für einen Moment schaute er mit glänzenden Augen in die Alptraumwelt hinein. Sie hatte alles andere überdeckt. Wir sahen weder den Himmel, die Lichter, noch die Wolken, nur diese Welt, das Stück einer magischen Dimension, zurückgeholt aus der Urzeit.

Ich öffnete das Fenster!

Eigentlich hätte kalte Luft in unsere Gesichter strömen müssen, was nicht der Fall war. Uns schlug eine Schwüle entgegen, die ungewöhnlich streng roch. In sie hinein mischten sich dumpfe, faulige Gase, und auch der leichte Schwefelgestank war deutlich zu schmecken.

Wenn wir atmeten, dann saugten wir diese andere Atmosphäre ein, die einen regelrechten Sog auf uns ausübte. Sie wollte uns, und wir wollten zu ihr.

War sie echt? War sie ein Stück Phantasie? Geschaffen durch uns? Hatte es Leonora Vendre geschafft, sich in unsere Phantasie hineinzuschleichen, um mit unserer Hilfe diese Welt entstehen zu lassen?

Es war möglich. Es konnte alles stimmen, aber uns war es in diesem

Moment egal, denn wir gehörten in das von unserer Phantasie geschaffene Reich und nicht mehr in das normale Leben.

Glenda Perkins, in deren Adern kein Drachentrank floß, dachte anders darüber. Sie war hart auf dem Boden aufgeschlagen und wie betäubt gewesen, aber sie hatte sich wieder gefangen, denn sie schrie gegen unsere Rücken. »Tut es nicht, verdammt noch mal! Klettert nicht aus dem Fenster! Die Welt ist nicht echt. Die Monster sind nicht echt. Sie sind das Gebilde eurer Phantasie. Ihr werdet in die Tiefe fallen. Ihr werdet zerschmettert sein, wenn ihr am Boden landet. Bitte - bleibt hier!« brüllte sie uns an.

Wir hörten nicht auf sie.

Suko schaute mich an, ich ihn.

Beide lächelten wir.

Beide freuten wir uns auf diese Welt, die für uns so herrlich war. Und beide gemeinsam hoben wir das rechte Bein, um den Fuß auf die Fensterbank zu stellen.

Auch Glenda sah dies. Sie war nicht wieder aufgestanden und kniete jetzt am Boden. Die Frau wußte nicht, wem die Beretta gehörte, die sie mit beiden Händen umklammert hielt, aber die Mündung wies auf die Rücken der beiden Freunde.

Aus Glendas Augen rannen Tränen. Ihre Wangen waren längst naß geworden. Sie war als einzige noch bei Sinnen, und sie hatte sich vorgenommen, bis zum Äußersten zu gehen. Auf keinen Fall würde sie zuschauen, wenn ihre Freunde aus dem Fenster stiegen und zehn Stockwerke in die Tiefe fielen.

Sie würde schießen, sie würde töten, und sie würde sich danach wahrscheinlich selbst umbringen.

Noch einen letzten Versuch startete sie. »Hört auf!« brüllte sie. »Steigt nicht hinaus! Kommt zurück! Wenn nicht, dann - dann«, sie schnappte nach Luft, »schieße ich!«

SCHIESSE ICH!

Diese beiden Worte hatte ich gehört. Und da ich zögerte, wußte ich auch, daß sie eine bestimmte Bedeutung hatten, die sehr tief, eingreifend und verändernd war.

»Ich schieße wirklich!«

Ich drehte den Kopf und konnte Glenda sehen. Ihr Gesicht war verquollen, sie weinte. Aber auch in ihrem Zustand konnte sie treffen, das stand fest. Vor allen Dingen dann, wenn sie die Waffe mit beiden Händen festhielt.

»Zurück, John - bitte…«

Ich schüttelte den Kopf. Das andere war stärker. Ich wollte zu dieser Voodoo-Frau, ich wollte sie besitzen, mit ihr glücklich werden, in eine andere Welt gehen.

»Es gibt kein Zurück mehr!« sagte ich und drehte mich wieder um,

weil ich meinen Körper hochstemmen wollte.
In diesem Augenblick schlief Barry F. Bracht ein - und Zebulon, der Schattenkämpfer, entstand…

***

Es hatte den Lektor Barry F. Bracht schon sehr beschäftigt, daß es ihm nicht gelungen war, seinen Freunden so effektiv zu helfen, wie es sich gehört hätte. Aber er und Zebulon waren zwei verschiedene Personen, und sie reagierten auch so. Barry konnte nicht für den Schattenkämpfer denken und umgekehrt auch nicht, zumindest nicht in wachem Zustand. Er mußte einfach in einen tiefen Schlaf fallen, um handeln zu können.
Es klappte in den wenigsten Fällen auf Kommando, aber Barry merkte auch, wie wichtig es war, daß er schlief und Zebulon entstand. Er hatte schon längst versucht, alles andere um sich herum zu vergessen, diesen menschlichen Horror, den seine Freunde erlebten, all das lenkte ihn nur ab. Für ihn war es wichtig, Zebulon entstehen zu lassen. Dann war es wirklich nur ein kleiner Schritt in die andere Welt.
Barry F. Bracht merkte, daß sich seine Konzentration allmählich bezahlt machte und etwas mit ihm geschah. Er erhielt aus einer anderen Welt eine Botschaft, die sich über seinen normalen Realitätssinn legte und sein Denken zudeckte.
Die Arme des Schlafs, vielleicht auch der Erschöpfung, griffen nach ihm, als er seine Umgebung ausgesperrt hatte.
Er fiel in einen Schlaf.
Und Zebulon entstand!

***

Den sah auch ich, und er sah mich!
Das Aussehen erschreckte mich nicht, aber es tat etwas anderes. Es konnte sich mit einer wahnsinnigen Schnelligkeit bewegen, die mit dem Auge kaum zu verfolgen war. Es legte innerhalb kürzester Zeitspannen riesige Entfernungen zurück.
In diesem Fall war alles in seiner Nähe.
Auch ich.
Plötzlich befand ich mich nicht mehr in meinem Zimmer, sondern in dieser Phantasiewelt, aber ich wurde von Zebulon gehalten, und es geschah etwas, das ich schon einmal erlebt hatte.
Auch mein zweites Ich entstand!
Während Zebulon mich selbst fest in der Hand hielt, konnte sich mein zweites Ich bewegen, und es bewegte sich automatisch auf ein Ziel zu. Es war Leonora Vendre, die nach wie vor auf dem Rücken ihres mutierten Reittieres saß.
Sie sah mich, und sie griff mit einer Hand nach ihrem Gürtel. Mit

einer sehr sicheren Bewegung zog sie ihr Schwert hervor, sie zielte damit gegen mich, aber die Klinge fuhr durch mich hindurch. Eine Tatsache, die sie erstarren ließ.

Ich merkte, daß mir etwas in die Hand gedrückt wurde. Dabei wußte ich nicht, ob es bei meinem ersten oder bei meinem zweiten Ich geschehen war, aber die Ähnlichkeit zur Vergangenheit war frappierend, nur war des damals unter dem Licht des Knochenmondes geschehen.

Ich hatte Zebulons Waffen bereits in Aktion erlebt, diese Strahler, die eine unheimlich starke Energie verschossen und Feinde verdampften.

Jetzt besaß ich diesen Strahler.

Und ich schoß damit auf die Voodoo-Hexe. War ich selbst es, war es mein zweites Ich, genau hätte ich es nicht sagen können, denn es geriet einiges durcheinander.

Aber der Erfolg heiligte die Mittel.

Leonora Vendre, das Voodoo-Weib, wurde vor diesem grellen, gelbgrünen Strahl in der Körpermitte getroffen, wo er sich blitzartig ausbreitete. Aus dem Punkt wurde ein Spinnennetz aus Licht, das in jeden Winkel dieser Person hineingeriet.

Das Voodoo-Weib hatte gegen diese Kraft nicht die Spur einer Chance. Sie konnte sie nicht zurückhalten, sie fand ihren Weg in hellen, gut zu verfolgenden Zickzacklinien, und sie zerstörte den Körper radikal. Ich hörte nicht mal einen Schrei, ich sah nur eine Wolke aus Blut, Haut und Licht. Dabei merkte ich, wie etwas an mir zupfte, und dann plötzlich war alles verschwunden.

Die Monster, die Welt - und die Voodoo-Hexe.

Ich riß die Augen auf.

Neben mir stand Suko. Beide hielten wir uns vor dem offenen Fenster auf und starrten hinein in den kalten Morgen, den noch kein Tageslicht durchschnitt. Wir sahen das ferne Funkeln einiger Weihnachtsbäume, und da wußten wir, daß uns die Wirklichkeit zurück hatte. Und wir hörten es auch an dem Schluchzen hinter uns.

Gemeinsam drehten wir uns um.

Vor uns kniete Glenda. Sie hielt eine Beretta fest, aber die Mündung zeigte zu Boden, und die Waffe pendelte zuckend zwischen ihren Fingern. So bewegte sie auch ihren Kopf, und sie hörte meine Frage: »Was wolltest du mit der Waffe, Glenda?«

»Euch - euch erschießen!« keuchte sie. »Verdammt noch mal, ich hätte es auch getan und…«

»Warum denn?«

»Wieso? Wißt ihr nicht…?«

Wir hoben die Schultern. »Weißt du was, John?« fragte mich mein Freund Suko.

»Tja, im Prinzip nicht. Aber ich glaube schon, daß da etwas gewesen

ist. Und irgendwie fühle ich mich anders, befreiter,«

»Es gibt ihn nicht mehr, John.«

»Was meinst du damit?«

»Den Drachentrank. Er ist, na ja, er muß einfach verschwunden sein, ebenso wie das Voodoo-Weib. Ich habe es ja gesehen, ich war doch mit dir zusammen, und ich habe dich zweimal gesehen.«

»Ja…«

»Es spielt nun wirklich keine Rolle«, sagte Glenda, »wen oder was ihr gesehen habt. Jedenfalls könnt ihr euch bei Barry F. Bracht und damit auch bei Zebulon bedanken, alles andere sollten wir so schnell wie möglich vergessen und heute gemeinsam Weihnachten feiern.«

Glenda hatte Bracht erwähnt. Er lag auf der Couch. Rücklings, die Hände auf dem Bauch gefaltet.

Um seine Lippen herum spielte ein Lächeln, als wäre er dabei, einen besonderen Traum so richtig zu genießen.

Vielleicht sogar einen Traum von einem strahlenden Weihnachtsbaum und leuchtenden Kinderaugen…

ENDE des Zweiteilers